

Schloß Heimburg.

Bilder aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges

Von

J. Ludwig.

Mit Original-Zeichnungen von Woldemar Friedrich.



Grün und lustig ist es anzuschauen, das gesegnete Thüringer Land, Wiesen, Wälder, Berge und Gewässer sind sein unvergänglicher Schmuck und eine Menge altersgrauer

Burgen und Ruinen erinnern uns heutiges Geschlecht daran, daß es schon vor Jahrhunderten Leute gegeben hat, die gerne von den Höhen in die Thäler und von den Thälern in die Höhe blickten. Glück und Wohlstand haben früher mehr geblüht als jetzt; gar vieles, was nicht wieder zu gewinnen ist, hat der böse Krieg, der dreißig Jahre lang das deutsche Reich zerfleichte, auch hier zerstört. Ganze Dörfer, ja selbst größere Marktflecken sind damals von der Erde verschwunden, und wenn wir die Berichte aus jenen Zeiten lesen, muß es uns wunder nehmen, daß es überhaupt Gebäude giebt, die sie überlebten.

Ein solches noch wohlerhaltenes Bauwerk aus dem Mittelalter ist das Schloßchen Heimburg. Als der Stammsitz eines edlen Geschlechtes, das noch heute, wenn auch unter anderm Namen blüht, vor gänzlichem Verfall bewahrt geblieben, erfreut es das Auge des Kunstfreundes in gleichem Maß, wie es dem Alterthumsforscher eine reiche Ausbeute für seine Studien gewährt. Abseits in einem grünen Seitenthal gelegen, wird es nur noch von einem alten Kastellan bewohnt, der die lebendige Chronik des Hauses ist. Er erzählt sehr gerne, doch läßt er denen, die sich dafür interessieren, auch gerne einen Einblick in die andre, die geschriebne und in Schweinsleder gebundene Chronik thun, die unten in dem staubigen Archive liegt. Darinnen steht zu lesen, wie und wenn die Burg entstanden ist, was

Deutsche Jugend. XIV.

I. Junker Hans und seine beiden Freunde.

sie im Bauernkrieg für Schicksale hatte, wie sie belagert, aber nicht erobert wurde, und wie es kam, daß sie inmitten einer ganz zerstörten Gegend die Gräuel des dreißigjährigen Krieges überdauerte.

Es war um das Jahr 1632, als die Familie Heimburg nur noch aus einer jungen Edelfrau und deren ungefähr sieben Jahre altem Söhnlein Hans bestand. Der Knabe hatte seinen Vater kaum gekannt; derselbe war mit Gustav Adolf in das Feld gezogen und in der Schlacht bei Breitenfeld gefallen, wo er den Sieg der Protestanten und ihres königlichen Helden mit seinem Blute erkaufen half. Wohl erinnerte sich Junker Häslein, wie sie in Schloß und Dorf den Knaben nannten, noch genau des Tages, wo man die schwarze Fahne droben auf dem höchsten Thurme aufzog, sowie der Trauerschüsse und des dumpfen Lätens, als man den Sarg ins Erdbegräbniß senkte — wohl wußte er, das galt dem todtten Vater, der ein kühner Reiterofficier gewesen war, und er weinte, wie die andern weinten; — was er selbst an ihm verloren hatte, konnte er noch nicht wissen und nicht fassen. Um so schwerer fühlte es für ihn die Mutter, sie legte ihre Trauerkleider nie mehr ab und lächelte nur noch, wenn Junker Häslein so laut und herzlich lachte, wie es ihr heimgegangener Gatte in der Gewohnheit hatte. Dies helle Kinderlachen hörte man indeß weit seltener droben in dem hohen düstern Gemache, das die Edelfrau bewohnte, als drunten in den Ställen bei den Pferden, im Hofe oder in dem kleinen Garten, wo der Schloßwart Georg in einem Winkel zwischen zweien Mauern für seine Herrin den duftigsten Lavendel und die schönsten Blumen, und für seinen kleinen Junker Beeren zog, wie sie nirgendwo so süß gediehen.

Frau von Heimburg wußte ihren Liebling wohl geborgen bei dem alten Georg; aus dem ehemaligen rauhen Landsknechte war ein sorgfamer Kinderwärter geworden, wie er der getreueste Schloßwart war, seit ihn sein verstorbenen geliebter Herr zum Hüter über seine besten Schätze setzte. Georg den Griesgram nannten ihn die Knechte, die er in soldatistischer Ordnung hielt; die Mägde, denen er scharf

auf die Finger paßte, hatten gewaltigen Respect vor ihm — für seine Herrin und ihren Knaben wäre er buchstäblich durchs Feuer gegangen. Wenn es plötzlich wie Sonnenleuchten über sein verwittertes Gesicht heraufzog, konnte man sicher darauf rechnen, daß Junker Hänselein in der Nähe war. Gewöhnlich sprang der dann aus irgend einer Thür auf ihn zu, sich rittlings auf die Kniee des Alten setzend, oder an seiner reckenartigen Gestalt in die Höhe kletternd, bis er richtig wie ein kleiner Affe auf der breiten Löwenschulter Georgs thronte und ihm Bart- und Haupthaar weidlich zerkaute. Das hätte 'mal ein anderer wagen sollen! Von seinem Liebling ließ sich der alte Landsknecht alles wohl gefallen, ja! es dünkte ihm die Last, die ihm der Junker mit seinen hundert Fragen und Anliegen machte, wie eitel Lust auf seine alten Tage.

So manches Jahr der Krieg in Deutschland schon gewüthet, in dieses abgelegene Thal war bis jetzt nichts als die Kunde von den Durchmärschen der Heere und den Verwüstungen gedrungen, die sie hinter sich zurückgelassen hatten. Man hätte sich hier in die Zeit des tiefsten Friedens versetzen können, und wer den Burghof an jenem lieblichen Spätsommer-Nachmittag gesehen hätte, mit welchem unsere Berichte ihren Anfang nehmen, der hätte nicht gehat, daß die sonntägliche Stille, die da herrschte, nur die Stille vor dem Ausbruch eines drohenden Gewitters war. Die Sonne stand schon schräg am klaren Himmel und überströmte Burg und Hof mit ihrem röthlich-warmen Lichte, während sie die Zinnen und Fenster des Schlosses über und über, wie zu einem großen Freudenfeste, mit blühenden Lichtern besteckte. Auf der Brunnenbank unter der breitästigen Hoflinde saß Georg der Griesgram, in dem jetzt keine Spur von einem Griesgram war, denn zwischen seinen Knieen stand Klein-Hänselein und lauschte aufmerksam zu ihm empor. Er lehrte ihn, wie man die Armbrust halten müsse, ohne sich oder sie dabei zu stützen — was nur ungeschickte Schützen thäten, wie er sagte, und erzählte ihm von dem großen Freischießen in Koburg, wohin er vor bald zwanzig Jahren seinen damals noch sehr jungen Herrn begleitet hatte. Hei! wie leuchteten die blauen Kinderaugen, als er der prächtig in Schwarz, Roth und Gelb gekleideten Pritschenmeister, der Hanswürste und der Knaben in Narrentracht gedachte, die mit Flederwischen, Klappern und Pfeifen die schlechten Schützen zu verhöhnen hatten, während den Siegern köstliche Gewinnste, seidene Fahnen, Gold- und Silberbecher im langen Festzug vorgetragen wurden.

Gewiß, das Hänselein wollte auch ein Sieger werden und den Preis gewinnen! Georg mußte ihm den kleinen Bogen spannen und den Pfeil auflegen; die Knabenhände zogen kräftig an' und sieh! da flog der Pfeil schon von der Sehne, aber — o wehe! statt des alten Steinkopfes am Gesimse, den er hatte treffen sollen, hätte er beinahe einen andern recht lebendigen Menschenkopf getroffen. Derselbe gehörte einem jungen Burschen an, der sich in demselben Augenblicke, als Hans losdrückte, über die niedre Mauer lustig in den Hof schwang. Kaum erblickte ihn der kleine Junker, als er die Armbrust auf die Brunnenbank zurückwarf und unbekümmert um das finstre Gesicht des Alten dem neuen Ankömmling entgegen flog.



„Beit! Beit Vogel!“ mit einem lauten Freudenrufe hing er ihm am Halse und faßte ihn so stürmisch um und um, daß Beit Vogel lachend wehren mußte. „Gemach! gemach! Herr Junker!“ rief er — „ist das eure Meinung, erst daß ihr mich zum Willkomm schier erschießet und nun gedenkt ihr gar mich zu ersticken?“ Dabei drückte er jedoch den Knaben selbst nur noch fester an sein Lederkoller, ihn mit der freien Hand zärtlich lieblosend: „Ist euer Vogel Tag und Nacht geflogen, Land auf und ab, um früher heimzukommen und seinem Herrlein etwas vorzupfeifen — ein neues Lied „Landsknecht sein fromme Leut““ begann er plötzlich, als er des alten Schlosswarts inne wurde, der mit grimmer Miene auf ihn zutrat. Aber Hänselein ließ diesen weder zu einem bösen Worte, noch jenen zu der Fort-

setzung des bösen, damals sehr beliebten Liedes kommen. „Was sagst du?“ forschte er, „Soldaten? Reiter?“

„Ei wohl: Soldaten — Reiter — Fußvolk — alle Art von Leuten, bunt durcheinander, mancher Mutter Kind, das nicht mehr weiß, in welcher Sprache ihm sein Wiegenlied gesungen worden ist, Schweden und Wälsche, Spanier und Wallonen — aber halt!“ unterbrach sich Veit, als er die gespannte Neugier auch in den Zügen Georgs sah — „erst muß ich unsrer lieben Frau die Meldung thun, was für Gäste ehstens hierher kommen“ —

„Wer — was für Gäste?“ fragten Klein-Hänslein und der Alte wie aus einem Munde. Veit legte rasch die Finger auf die Lippen: „Geheimniß — siebenfach versiegelt“ — versicherte er mit einem Ernste, der zu künstlich war, um seinen alten Widersacher nicht noch mehr zu reizen. Der erzürnte Schlosswart packte ihm beim Kragen; auf sein durchnäßtes und beschmutztes Fußwerk deutend, herrschte er ihn an: „Wie bist du hier hereingekommen, Vogel?“

„Just wie ein solcher“ lachte Veit — „halb Wassertreter und halb Mauernschlüpfer — 's sind leider Gottes breite Löcher da in eurer Mauer, als unser eines braucht, um durchzukommen. Und darauf zu warten, bis eure werthen Hände — nichts für ungut, mein Herr Schlossverwalter! sie sind mit Ehren etwas steif geworden — das altersmüde Ding, die Zugbrücke da draußen in Bewegung setzen, ist absolut nicht jedermanns Vergnügen — insonderheit“ — schloß er mit einem schlaun Augenblinzeln — „wenn einem Leute auf dem Fuße folgen, die noch ganz andern Einlaß hier begehren werden. Oder wäret ihr vielleicht gerüstet, einen Sturm, im Nothfall eine längere Belagerung auszuhalten? he? Besinnt euch wohl, Herr Oberkommandant der stolzen Festung! Ihr aber, kleiner Junker!“ wandte er sich wieder Hänslein zu — „ihr wartet hier auf mich, ich komme wieder, dann machen wir noch einen Flug zur alten Burg hinauf“ — er zeigte über die Dächer der Burggebäude nach dem dahinter liegenden bebüschten Hügel, und war leichtfüßig im Portal verschwunden, das zu den Wohnzimmern der Freifrau führte, ehe der alte Georg Zeit gewann, dem Spottvogel die ihm gebührende Zurechtweisung zu erteilen.

Auch wäre er damit bei seinem kleinen Junker übel angekommen, dessen erklärter Liebling Veit nun einmal war. Nahm ihn doch selbst die Schlossherrin in Schutz, wenn er das leichte Blut, den Thunichtgut, bei ihr verklagte! Gewiß gab Veit oft Ursache zu diesen Klagen, aber eben so gewiß war es, daß

die Eiferjucht ihr gutes Theil an dem Grolle des gestrengen Schlosswarts hatte. Er konnte es dem jungen Burschen nicht verzeihen, daß Hänslein sich so zärtlich an ihn angeschlossen, und er prophezeite Unglück über Unglück, das sein Leichtsinns noch über Schloß und Herrschaft bringen würde. Veit Vogel war ein aufgefundenes Kind; am St. Veitstag wurde er im Walde in einer Art von Nest aus Stroh und Heu gefunden, weshalb man ihm den Namen Vogel gab; niemand wußte, welche Rabenmutter ihn dahin gelegt. Im Schloß erzogen und gelehrt in allem, was einem guten Knappen damals nöthig war, konnte er selbst lesen und schreiben, mit welcher letzterer Kunst der Alte Veit seines Lebens auf demselben gespannten Fuße stand, wie mit seinem jungen Widersacher. Veit Vogel hatte seinen Herrn als leichter Reiterjunge in das Feld begleitet, ihm nach der Schlacht die Augen zugebrückt und seine Leiche nach dem Schloß gebracht. Seitdem genoß er das Vertrauen seiner Herrin, die ihn wie ein Kind vom Hause hielt, in erhöhtem Grade. So hatte sie ihn jetzt vor wenig Tagen mit wichtigen Briefen nach der zunächst gelegenen großen Stadt entsendet; beunruhigt durch verschiedenes, was man ihr über die kriegerischen Angelegenheiten geschrieben hatte, wußte sie, daß sie keinen besseren Boten schicken konnte, um den wahren Stand der Dinge zu erfahren. Wie Hans ihn liebte, haben wir gesehen, er war beliebt bei allen, die ihn kannten, das Gesinde freute sich an seinen Scherzen und nur Georg der Griesgram schüttelte den Kopf und schalt von früh bis spät, was ihm der „Leichtfuß“ dann immer gleich mit munterem Spott und Neckerei bezahlte. Die beiden führten ewig Krieg zusammen und Hänslein stand dazwischen, beide liebend, und beide waren seine besten Freunde.

Auch jetzt strich der Alte mit seiner schweren Hand so sacht wie möglich über Hänsleins Blondhaar: „Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht!“ — „Aber Veit ist kein böser Bube“ — erklärte Hans — „und ich mag sehr gern mit ihm zur alten Burg.“ Er wandte sich fast trotzig von ihm ab und der arme Schlosswart hatte alle Mühe, seinen gekränkten kleinen Junker wieder zu beruhigen. Er selbst war ernst und sorgenvoll geworden; die Andeutungen, welche in den Worten Vogels lagen, gaben ihm zu denken, und ernst genug war auch die Nachricht, die Vogel seiner Herrin überbrachte. Die Kaiserlichen kamen in großen Zügen über den Wald gerückt und ihr Hauptstrom wälzte sich diesmal der Gegend zu, in der die unbeschützte Heimbürg lag. Nach den Beschädigungen, die das Schloß im Bauernkrieg erlitten hatte, war es noch nicht

gründlich wieder hergestellt, als der letzte Herr desselben, Häsleins Vater, in den Krieg zog. Seitdem war alles mehr und mehr verfallen, und richtig so, wie Vogel es in seiner Spottrede geschildert hatte.

Die arme Freifrau war fast fassungslos, als Weit, der seine Entdeckungsreisen bis ins Fränkische und Bairische hinein gemacht, ihr die unwillkommene Nachricht überbrachte. Zum dritten Male las sie schon den Brief des Magister Brandis, eines alten Lehrers ihres Gatten und treuen Fremdes der Familie, ohne etwas anderes herauszulesen, als die Bestätigung der von Vogel überbrachten Kunde. Er rieth ihr dringend, sich aus dem offenen Lande hinter die festen Mauern seiner Stadt zu flüchten, und bot ihr seine beste Hilfe dabei an. Ihre Bestürzung wirkte selbst auf Weit zurück, was man daraus entnehmen konnte, daß er bei seiner Rückkehr in den Burghof den alten Georg zum ersten Male ungeneckt ließ und Klein-Häslein schweigend an der Hand nahm, auch auf alle Fragen, die der wißbegierige Knabe an ihn stellte, in der ersten Zeit nur kurz antwortete. Durch eine kleine Mauerspforte, die der Alte mit Hilfe eines Schlüssels aus seinem gewaltigen Schlüsselbunde öffnete, in das Freie tretend, überschritten sie den an dieser Stelle fast wasserlosen Graben, und bald sah Georg die beiden jenseits am Berge in die Höhe klimmen, auf dem kürzesten und steilsten Wege zur alten Burg.

Die alte Burg, von der man heute nichts mehr als einen Ring von Steinen sieht, war damals schon ein bloßer Trümmerhaufen, der sich nur wenig von dem natürlichen Gesteine unterschied, auf dem er lagerte. Gebüsch und Bäume wuchsen zwischendurch und verdeckten die Reste eines Thurmes, die man in ihrer seltsamen Zerklüftung eher für ein von der Natur geformtes Felsstück, als für einen Bau von Menschenhand gehalten hätte. Mit dem felsigen Gesteine wie verwachsen, hatte er zu seiner Zeit wohl für unzerstörbar gelten können. Dennoch war er seinem Schicksal nicht entgangen, die stolze Zinne war zerbrochen worden; wo sonst der wilde Ritter hauste, da hatte jetzt der wilde Thurmfallke sein Nest, und es geschah einmal in jedem Jahre, daß Weit Vogel auf dem schlimmsten Stand der ausgezackten Kante sichtbar wurde, um die Jungen aus dem Nest zu nehmen. Er wußte sie zu zähmen und zu lehren, und in den meisten Edelhöfen jener Gegend fand man die Böglinge aus seiner Schule. Hans hatte ihn schon mehrmals auf eine solche Jagd begleitet; freilich mußte er dann drunten auf den Steinen sitzen bleiben, indeß der Wagehals droben auf dem

zackigen Gestein herumstieg, daß es ausfah, als ob er in der freien Luft spazierte. Aber heute war es etwas anderes als junge Falken, was Weit Vogel seinem kleinen Junker zeigen wollte.

Geheimnißvoll den Finger auf die Lippen legend und ihn bedeutend, daß er folgen solle, theilte Weit die Brombeerbüsche und das Gewirr von Ranken auseinander, die den Fuß des Thurmes umwucherten. Häslein, neugierig, was da kommen sollte, kroch auf allen Vieren seinem Führer nach, der eifrig sorgte, daß seinem Junker weder das zarte rosige Gesicht, noch die feinen Händchen Schaden litten, während es bei ihm selbst nicht ohne einige blutende Risse abging. Doch unbekümmert um die Wunden, die Stacheln und Dornen in seine Finger rissen, lachte Weit hell auf, als sie nun plötzlich dicht am Thurme hielten und Häslein fragte, wo es weiter ginge. Statt der Antwort schob er einen schweren Quaderstein zur Seite, wonach sich eine niedre Höhlung zeigte, welche sie nur zu durchkriechen brauchten, um in den inneren Raum des Thurmes zu gelangen. Hier empfing sie eine neue Wildniß; das ehemalige Verließ war überschüttet von Steinen und Geröll, aus den wand- und fensterlosen einstigen Gemächern nickten Büsche, und Waldbäume schlugen ihre Wurzeln in den Boden, während ihre Wipfel nach der blauen Himmelswölbung strebten, die den Thurm gar freundlich überdachte. Weit Vogel schien in diesem Wirrwar ebenso daheim zu sein, wie seine leichtbeschwingten Namensvettern, die erschreckt und schreiend vor dem unerwarteten Besuche in die Höhe flatterten. Auf einer halbverfallenen Schneckentreppe — sie wurde nur durch einen Berg von Schutt und Trümmern noch gehalten — kletterte er langsam in die Höhe, den kleinen Junker sorgsam nach sich ziehend, bis oben, da wo die Stufen in gleicher Höhe mit dem nächsten Fenster endeten, Weit eine kurze, breite Eichenbohle aus dem Schutt hervorzog und seinen Schützling über diese Brücke trug. Dann setzte er ihn triumphirend auf die eine noch wohlerhaltene Steinbank in der Nische, indeß er selber sorglos auf dem breiten Fenster Sims Platz nahm.

„Seht, Junker“ — sagte er — „das ist mein Vogelnest, mein heimlich Stüblein, das hab' ich aufgefunden, als ich nur ein wenig größer war als ihr. Ich und die Dorfbuben, wir suchten Buchferne — wißt ihr, woraus das süße Del geschlagen wird? — und dieweilen ich den schwersten Sack geladen, verfolgten sie mich, wollten mit mir theilen. Ich aber, flugs! entwischte in das Dickicht, allwo ich weiter kroch und plumps! mit einmal in das

Thurmloch fiel — der Stein lag dazumal noch nicht davor. So kam ich an den Thurm und an die Treppe und kletterte fürwähig bis hierher. Da aus dem Fenster guckend, hörte ich die Buben nach mir rufen und sah, wie sie die Wämmstein an den Dornenbüschen sich zerrissen — rieth aber keiner, wo ich hingekommen, und meinten leztlich, der Waldbär habe mich geholt zum Abendimbiß. Hab' auch niemandem davon geredet, als anjezt zu meinem lieben Junker, und nun, da ich euch einmal in mein Schloß geladen, nun bitt' ich euch, thut mir auch die Ehre an und laßt's euch schmecken.“ —

Das Hänlein sah sich um, mit großen Augen, wo etwas wäre, das man sich schmecken lassen könnte. Weit lachte: „Schaut! hier ist mein Vorrathsnest!“ — und ein paar Steine aus der Thurmwand nehmend, zeigte er auf eine tiefe Höhlung, die, sorgsam ausgemauert, wohl schon früher, als die Burg bewohnt war, als heimliches Versteck gedient haben mochte. Hans griff auf Vogels Einladung hinein und kam mit beiden Händen voll von den schönsten Haselnüssen wieder hervor. Indem er sich die Nüsse schmecken ließ, die Weit mit seinen festen Zähnen für ihn knackte, sprach dieser unter seiner Arbeit weiter: „Ja! es sind sonderliche Zeiten, kleiner Junker! Kann keiner mehr von heut' auf morgen rechnen — weiß nicht, ob ich's euch später hätte zeigen können, und es möchte kommen, daß man jußt solch ein Plätzlein brauchen könnte — — — wenn der Friedländer, der Tilly und wie sie heißen, mit ihren Schaaren nächster Tage über unsern Wald ziehen, da ist nichts sicher vor den Herren Soldaten.“

Hans horchte auf: „Soldaten?“ fragte er.

„Ei wohl, Soldaten, feindliche Soldaten — — — Ja! wenn die Heimbürg noch hier oben stünde, da möchten sie nur kommen! Guckt, Junker! durch den Engpaß müßten sie herauf und hier aus diesem Fenster schößen wir sie nieder, einzeln, zu zweien, dreien, wie sie eben die Köpfe über'm Rand dort in die Höhe strecken. So haben sie's gemacht in früheren Zeiten“ — erzählte Weit, sich rittlings in die Fensteröffnung schwingend und bald da — bald dorthin eifrig deutend — „da paßten sie den reichen Krämer auf, die gen Frankfurt oder Leipzig auf die Messe zogen — das waren eure Ahnherren, werther Junker! und war die Burg so fest, daß Kaiser Rudolf sie nicht nehmen konnte, so viele Raubnester der auch zerstört hat. Am Ende aber ist sie doch genommen worden, durch Verrath, und ist der Ritter selbst dabei gefallen, der wilde Kurt von Heimbürg — doch das erzähl' ich euch ein ander Mal — auch wie die Wittwe und ihr Söhnlein,

der Hug-Dieter, von dem ihr in grader Linie stammt, drunten in der Mühle hausten, bis daß die neue Heimbürg fertig war. Die Bauern hatten sie ihr wieder aufgebaut und stand die Burg so schmuck und stolz im Thale, wie sie nur jemals hier auf ihrem Berg gestanden — und ward der neue Herr so mild und gütig, wie — wie ihr dermaleinst den armen Bauern einer werden wollt — nicht, Junker? hab' ich Recht?“

Hänlein nickte. „So Gott will, daß ihr euer Erb und Gut behaltet“ — setzte Weit hinzu — „s ist eine wunderliche Zeit — kommt, kleiner Junker!“ und mit einem Male ganz ernsthaft werdend, nahm er den Kleinen wieder an die Hand und leitete ihn sorglich, bald ihn führend und bald tragend, denselben Weg zurück, auf dem sie in die Thurmische gekommen waren.

„Merkt wohl das alles“ — sagte er bedeutungsvoll, als sie wieder draußen vor der Wildniß standen — „man kann nicht wissen, wenn ihr's einmal braucht und ob dann noch der Vogel da ist, um euch das Nest zu zeigen, wo ihr euch und euer Gut verbergen möget. Hier die verkrümmte Fichte, in die der Bliß geschlagen, nehmt zum Zeichen; von da aus zählt ihr rechts zehn Schritte, nämlich zehn Schritte, wie ein Mann sie macht, dann geht es gerade aus durch das Gestrüpp, bis ihr mit eurer Nase oder wenn ihr groß seid, mit den Knien an die Platte stoßt — den Eingang kennt ihr, ihr und ich, sonst keiner — und nun, mein werther Junker, müssen wir uns sputen; die Sonne ist allbereits am Untergehen und Meister Georg läßt nicht mit sich spaßen, wenn ich euch nicht zur rechten Zeit abliefe.“ — —

Nein! Meister Georg ließ nicht mit sich spaßen, und am wenigsten that er dies heute, wo die von Vogel überbrachte Nachricht nicht nur das Gemüth der Herrin, sondern auch den Kopf des alten Dieners ganz verwirte. Die geängstigte Frau war entschlossen, dem Rathe des Magister Brandis zu folgen, trotz des Widerspruchs Georgs, in welchem sich der alte Landsknecht regte und der am liebsten seine Burg verrammelt und dem Feinde Troß geboten hätte. Als Weit und sein kleiner Junker auf den Schloßhof traten, fanden sie daselbst eine Menge Dorfbewohner, die gekommen waren, Auskunft über das bis zu ihren Ohren gekommene Gerücht zu holen; sie drängten sich um ihn und bald war Weit der Mittelpunkt einer ängstlich lauschenden Gesellschaft, während Hänlein sich bestürzt zu seiner Mutter schlich. Diese stand im Zimmer und ermahnte ihre Mägde, die unter Thränen und Schluchzen die Kleider und Kostbarkeiten ihrer Herrin in schönver-

zierte und geschnitzte Kisten packten, zu Fassung und Gottvertrauen. Sie selbst sah ruhig und gefaßt aus, aber als sie ihren Knaben an ihr Herz zog, fühlte dieser wohl, wie bange es schlug. —

II. Die Flucht.

Am andern Morgen wurde Häslein früh geweckt durch eine ungewöhnliche Bewegung, die sich in Hof und Haus bemerklich machte. Er hörte, wie man die Pferde aus dem Stalle zog, sie striegelte und putzte; Waffen klirrten und es war ein Thürknarren, Rufen, Durcheinanderlaufen, daß er von seinem Lederkissen in die Höhe fuhr, die Decke abwarf und sich ganz verwundert in dem düstern Schlafgemach umsah. Durch die in rundes Blei gefaßten Fensterscheiben fiel das Tageslicht nur matt herein und es währte lange, ehe er die weibliche Gestalt erkannte, die in tiefer Andacht vor dem Betpult kniete. Dennoch war es seine eigne Mutter, und als sie sich bei dem Geräusch erhob und langsam auf ihn zutrat, sah er, daß sie statt ihres schlichten Hausgewandes ein Reisefleid von feinsten Wolle trug, dazu die Trauerhaube mit der Schnebbe, die tief in ihre weiße Stirn hereinlag, und dem schwarzen Schleier, der lang an ihrer hohen adeligen Gestalt herniederwallte. Auch Hans bekam ein neues Wamms von dunklem Sammt mit gepufften und geschlitzten Ärmeln, kurze, gleichfalls weitgebauchte Höslein und auf dem Sammtbarett war eine schöne Feder, also daß er sich gleich einem Ritter dünkte und sich vor Freude nicht zu lassen wußte, da er merkte, was bei alledem im Werke war. Eine Reise! wie lange hatte er sich schon gewünscht zu reisen!

Um so trauriger war Frau von Heimburg; ihr edles Gesicht war bleicher als gewöhnlich und ihre Stimme bebte von verhaltenem Weinen, als sie von dem Gesinde Abschied nahm. Jammernd und heulend drängten sich die Mägde um sie her; die meisten, welche in dem Dorfe und den umliegenden Höfen zu Hause waren, schickte sie reichbeschenkt zurück zu ihren Eltern und Verwandten. Nur zwei, die ihre eigene Person bedienten, die sogenannten Gürtelmägde, durften sie begleiten — ebenso ein Theil der Knechte, die, im Waffenhandwerk wohl geübt, die Frauen auf der Reise schützen sollten; unter ihnen namentlich Veit Vogel. Auch den alten Georg hatte sie gebeten mitzukommen, da sie bei der Halsstarrigkeit des Greises für sein Leben fürchtete, wenn die Feinde kommen und hier haufen würden, wie es ihre Art und Sitte war. Lieber mochte sie die Burg mit allem, was darinnen war, verlieren, allein der treue Diener war nicht zu be-

wegen den Posten zu verlassen, auf den ihn sein verstorbener Herr gestellt. — „Nicht, ehe denn mich selbst das Leben läßt“ — hatte er gesagt; das war Manneswort und davon brachte ihn kein Wort der Frau zurück, deren kleinstes ihm sonst heilig war, so wenig wie das Bitten seines kleinen Junkers, dem er bis jetzt noch keinen Wunsch verweigert hatte. Nachdem er seiner lieben Frau die Hand geküßt und Häslein feierlich gesegnet hatte, ging es wie ein Leuchten über sein Gesicht: „Hier will ich stehn und auf das Gute sehn, mein junges Herrlein, bis daß ihr wiederkehrt mich abzulösen — das walte Gott!“ setzte er hinzu und „Amen“ flüsterte die fromme Burgfrau.



Als die Zugbrücke rassend hinter ihnen in die Ketten fiel und sich Hans zum letzten Male nach dem Hause seiner Väter und nach dem ersten Freunde seiner Kindheit umsah, da stand der alte Schloßwart noch am Thore und schattete die Augen mit der Hand, denn eben brach die Morgen Sonne aus dem Nebel. Häslein grüßte noch an hundert Mal zurück, und das Bild des alten Mannes, wie er in dem dunklen Brückenthore stand unverwandten Auges nach ihm blickend, und sein graues Haar im Winde flatterte, grub sich unvergeßlich in sein Herz ein — ebenso das Bild der heimathlichen Burg, die sich heute noch im Sonnenlichte schön und stattlich von dem dunklen Hintergrund des Waldes hob und die vielleicht schon morgen zu einem dach- und fensterlosen Trümmerhaufen werden sollte.

Frau von Heimbürg blickte sich nicht um, für sie hatte nur noch ein einziges Besitztum Werth: ihr Kind. Das mochte sie in gute Hände bergen, um, wenn es Gott gefiele, daß sie dem heimgegangenen Gatten folgen sollte, den Kleinen nicht ohne Schutz in dieser bösen und verderbten Welt zu wissen. Sie war nicht weicher, als die Zeit es war, in deren Grundsätzen man sie erzogen hatte; aber ihr natürliches Gefühl war tief verletzt durch all die Gräueltthaten, die im Namen der Religion, die eine Religion der Liebe ist, von beiden Seiten der kriegführenden Parteien begangen wurden. Sie wollte Hänsllein gern das Schrecklichste ersparen und in der, wie sie meinte, vor allen Unbilden geschützten Stadt sein Herz und seinen Geist von dem ihr längst bekannnten frommen Manne bilden lassen. Die Nachricht vom Heranrücken kaiserlicher Truppen hatte diesen Plan nicht erst hervorgerufen, sondern nur die Ausführung beschleunigt.

Bei Hänsllein war die Trauer um den alten Georg schnell vergessen; gedachte er doch bald zu ihm zurückzukehren. Er trachtete wohlgemuth auf einem kleinen Pferdchen, das trug ein silbern Glöcklein um den Hals und sein Klingen dünkte ihm fast lustiger zu hören, als das Lied der Lerche, die den Sommerfluren ihr Aede sang. Ob sie ihr Nestlein in der Ackerstrolche im nächsten Frühling wiederfinden würde? das fragte sich Junker Hänsllein so wenig wie die Lerche, die sorglos über den bedrohten Aekern wirbelte; er blickte froh rundum und hatte hundert Fragen an Beit Vogel, dessen lebhaft blickende Augen es gleich sehr verriethen, wie wohl ihm außen in der Freiheit war. Lag doch die Burg mit ihren engen, düstern Gelassen und dem gestrengen Schloßwart hinter ihm, und vor ihm lag die weite, weite Welt, in die er seinen kleinen Junker führte! Beit riß die grünen Blätter von den Zweigen und pfiß darauf die schönsten Melodien; er kannte alle Weisen, die im Schwange waren, zumal die kriegeriichen, und er pfiß so schön, daß unserm Hans das Herz im Leibe lachte, das Glöcklein noch um eins so lustig klingelte und selbst die Pferde munter vorwärts trabten.

So frisch der Morgen war, so lieblich war das Land, das sie durchzogen, das schöne, grüne Thüringerland. In den Thälern dampften noch die Nebel; wenn sie zerrissen, sah man die besonnte Gegend gerade wie ein Bild im Rahmen in der Oeffnung. Und sie zerrissen und zerflatterten je mehr und mehr; bald sog die Sonne auch das letzte Nebelfleckchen auf und es ward ein klarer, wolkenloser Reisetag. Es reisten viele Leute außer ihnen.

Die Herbergen, vor denen ihre Pferde Futter oder sie selber einen Zubiß nahmen, waren überfüllt von Flüchtlingen. Wer es vermochte, floh mit seinen besten Schätzen, mit Weib und Kindern in die feste Stadt, wo man bei aller Wohnungs- und Nahrungsnoth doch vor den Mißhandlungen geschützt war, die das zügellose Kriegsvolk auf offenem Lande an den Wehrlosen verübte. Gar traurig war der Anblick dieser von Haus und Hof gejagten armen Menschen, sowie der wüsten Felder und zerstampften Aecker, welche unsere Reisenden erblickten, als sie aus den Bergen in die Ebene kamen. Hier waren ihre eigenen Truppen durchgezogen, und sie konnten an den Verwüstungen ermessen, wie der Feind erst haufen würde, wenn er käme.

Die Straße wurde mehr und mehr belebt und je mehr sie sich dem Ziele ihrer Reise näherten, um so häufiger begegneten ihnen kleine Bauerwagen, bald mit Pferden oder Ochsen, bald auch nur mit einer dünnen Kuh bespannt, auf denen Weiber, Kinder und halbwüchsigte Buben saßen. Von diesen letzteren sprang bald der eine, bald der andere herab, um das erschöpfte Zugvieh mit Peitschenhieben, Stößen oder Schlägen zu einem schnelleren Laufe anzutreiben.

Der Anblick dieser Grausamkeiten schnitt den Frauen durch das Herz und empörte Junker Hänsllein auf das äußerste, dennoch wurde er nicht müde, Beit Vogel, welcher immer dicht an seiner Seite ritt, nach der Bedeutung dieses bunten Schwarms zu fragen. Da erfuhr er denn, daß dies die Weiber, Kinder und Diener der Soldaten seien, die vor der Stadt ihr Lager hatten — der wilde „Troß“ des Heeres und gefürchteter als dieses, da der Soldat doch seine Löhnung hatte, wovon er für sich allein wohl leben konnte, die Seinigen sich aber selbst ernähren mußten. So betrieben sie das Rauben, Plündern und Erpressen in Freundes- und Feindesland, wie ein ehrsam Handwerk, als welches oft auch einen goldenen Boden hatte; denn wie man auch sein Hab und Gut verstecken mochte, sie wußten es theils mit Gewalt, theils mit List aufzufinden und sich anzueignen.

„Aber die Kinder?“ fragte Hänsllein ganz verwundert.

„O die — die helfen mit“ — versicherte ihm Beit — „das ist Gefindel schon in seiner Wiege, wenn sie überhaupt nur Wiegen haben. Die kleinen Vögel in den Nestern liegen weicher; Soldatinder werden rauh gewiegt von Wind und Wetter, aber tapfer sind sie!“ Und Beit erzählte, daß er selbst gesehen, wie sie ihren Vätern das Essen in

die Laufgräben und die Munition in die Schlacht getragen und der Kugeln, die um ihre Köpfe flogen, nicht mehr geachtet hätten, als ob es Steine wären, mit denen sie sich selbst zur Kurzweil bombardirten. Auch daß sie Schulen hätten, sagte er, insonders bei den Schweden, wo sie der große Kurfürst eingeführt, und hier saßen sie auf ihren Bänken, in Reih' und Glied und stramm wie ihre Väter in der Schlachtordnung, und keiner rege sich, wenn schon das Feuer aus dem Dache schlage, bis der Schulmeister selbst das Signal zum Ausbruch gebe. Natürlich sei der Schulmeister auch ein Soldat, und daß er einen guten Prügel führe, das könne er, Veit Vogel, seinem Junker Häslein wohl versichern.

Häslein betrachtete sich jetzt die Kleinen näher, die vergnüglich zwischen Kisten, Federbetten und einer Menge wunderlicher Dinge saßen, und die ihrerseits eben so begehrlische Blicke nach dem kleinen Junker und seinem Pferdchen mit dem blanken Silberglöcklein warfen, wie ihre Mütter nach dem weißen Zelter und dem reichverzierten Reitzzeug der Edelknechtin. Und wer wüßte, ob es bei den begehrlischen Blicken geblieben wäre, wenn ihnen nicht die Schaar der wohlberittenen und bewaffneten Knechte Respect geboten hätte. So begnügten sie sich, die vornehmen Reisenden mit wilden Späßen und rohen Redensarten zu begrüßen, auf welche Veit Vogel ihnen gerne die gebührenden Antworten gegeben hätte, wäre es nicht in Hörweite seines kleinen Junkers und seiner lieben gnädigen Frau gewesen. Die ritt gar stumm und traurig zwischen ihren Mägden, und ihre Kräfte erschöpften sich mehr und mehr, je näher sie der Stadt und ihrer kriegerischen Umgebung kamen.

Bald erblickten sie die Stadt in dem Doppelkreise ihrer Mauern, mit ihren Thürmen und Thürmchen und dem Meere von spitzen Giebelhäusern, über denen friedlich blauer Rauch emporstieg, während Trommelwirbel und Kommandoruf sich außen mit dem wüsten Lärm des Lagers mischten. Dieses, in einem weiten Halbkreis um die Stadt gelegen, bot einen bunten wechselvollen Anblick, und Häsleins Herz schlug hoch auf, als er sich mit einmal inmitten all der Soldatenherrlichkeit befand, von der er Tag und Nacht bisher geträumt hatte. Frau von Heimbürg wandte sich an einen Officier mit der Bitte, ihnen freien Durchgang zu gewähren, und dieser, welchem ihr Name und Stand nicht unbekannt war, geleitete sie ehrerbietig bis zum Wachtposten am Thor. Die Strecke war lang genug, daß sie das Lagerleben um sich her genau in Augenschein nehmen konnten, und der kleine Junker hätte hundert

Augen haben mögen, um mit allen hundert zu sehen, während seine Mutter und ihre beiden Begleiterinnen die Schleier dichter vor ihr Antlitz zogen, um dem frechen Anstarren zu entgehen, mit dem man ihre seltne Erscheinung hier begrüßte.

In der Stadt selbst war wenig Einquartirung, da die Bürger sich mit Geld gelöst hatten, und so wohnten die meisten Hauptleute in Zelten, die Gemeinen aber in Hütten von Stroh und Brettern, die sie, so klein sie waren, noch mit Weibern, Kindern und sonstigem Familienzubehör theilten. Nahm doch der Soldat, der keine Heimath hatte, in jenen Zeiten alles mit zu Feld, was er befaß! Jede Compagnie, an ihrer Fahne kenntlich, die vor dem Zelt des Fähndrichs flatterte, lag durch breite Durchgänge geschieden, abge sondert von den übrigen, wie in der Stadt ein Häuserviertel an dem andern liegt. Die vor den Hütten aufgezplanten Spieße, Hellebar den und Partisanen bildeten gleichsam die Zäune und Stafete an den Straßen dieser sonderbaren Stadt. Auf den freien Plätzen drängte sich das Kriegsvolk um die Fässer und Buden der Marktender, oder sie feilschten mit verschmitzten Handelsleuten und handelten häufig genug für schweres Geld und kostbare Beutestücke werthlosen Glitter ein, in dem sie eitel dann einherstolzten. Hier saßen etliche um Tische, spielten Karte, dort hockten andre auf der Erde, würfelten, und wieder andre stritten sich erbittert, während Frauen und Mädchen vor den Hütten wuschen, kochten, Kleider flickten, und halbnackte Kinder in den Thüren lagen, sich mit den Hunden um die Knochen raufend, die von den Tischen ihrer Herren fielen.

Es war noch eben gute Zeit im Lager, der Sold ward richtig ausgezahlt und das Land umher war weniger vom Kriege ausgezogen, als manch andres, das man schon durchzogen hatte. Die Bauern mußten liefern, was sie vermochten, und was sie nicht gutwillig geben wollten, ward genommen; ebenso mußte die Stadt den „Schuß“, den ihr das Heer gewährte, mit einem Preis bezahlen, der ihre nicht unvermögenden Bewohner auf lange Zeit zu armen Leuten machte. Doch wußte man nicht anders, als — das war der Krieg. Der Soldat war Herr der Welt geworden, und er war ein grausamer und wilder Herr. Selbst die strenge Zucht, die Gustav Adolf bei seinen Schweden einführte, war längst nicht mehr, was sie gewesen war, seit die Heere sich aus dem Abhub aller Völker neu ergänzten. Hier waren es meist Deutsche, Protestanten, die zu den Truppen des Weimaraners zählten; doch waren sie im Morden, Stehlen und Brennen nur wenig besser

als die Welschen und Wallonen, die der Kaiser gegen sie zu Felde führte; und schließlich war es für den armen Landmann gleich, ob es die schweren Friesen- und Braubanterrosse der weimariſchen Eisenreiter oder die kleinen Zottelpferdchen der Kroaten waren, die seine junge Winterfaat zerstampften. Im nächsten Jahre konnte er nichts ernten, es kam der Hunger und mit ihm das Heer der Krankheiten, und was der Krieg im deutschen Land verschonte, das nahmen diese andern Würgengel der schweren Zeit, bis alles Menschenleben halb erstorben und das vordem blühende Gefilde eine Wüste war.

Die Stadt war überfüllt, theils von Soldaten, die die Wirthshäuser besuchten, theils von Flüchtlingen aus der näheren und weiteren Umgebung. Es würde deshalb schwer gewesen sein, ein für Frau von Heimburg passendes Unterkommen zu finden, wenn nicht der Name ihres Gatten und das Andenken an seine weit und breit beliebte Persönlichkeit den Wirth zum schwarzen Adler, dem ersten Gasthofe der Stadt, bewogen hätte sie noch aufzunehmen. Die besten Zimmer im ersten Stocke wurden für sie und ihre Dienerinnen ausgeräumt, Veit Vogel schlief als Wache auf dem Vorſaal und selbst die Knechte und Pferde fanden in den überfüllten Ställen noch ein nothdürftiges Unterkommen. Hans war überglücklich, er konnte mit seinem theuren Freund Veit, von dem er jetzt ganz unzertrennlich war, aus den Fenstern dieses Vorſaals auf die Hauptstraße heruntersehen und da hatte es noch nie so viel zu sehn gegeben, als eben jetzt. Hier drängten sich die verschiedensten Gestalten in den reich verzierten Trachten des Jahrhunderts, aber ganz besonderes Vergnügen machte es sowohl dem Kinde wie dem jungen Burſchen, wenn ein Hauptmann oder Feldobrist vorüber ritt, im bunten Tuchkleid, blanken Küras, Halstuch und Kragen von den feinsten Spitzen, das Bandelier oft von Juwelen blizend und die grüne oder blaue Feldbinde bis auf die weiten goldbefranzten Beinkleider niederhängend! So dahin zu reiten dünkte beiden wie das höchste Glück des Lebens, und schier neidisch blickte Vogel auf die goldenen Sporen der Ritterschaft, die er, der Findling, niemals tragen konnte. Aber sein kleiner Junker konnte sie einst tragen und ihn erfüllte er nun mit all den goldenen Zukunftsplänen, die in seinem eignen Kopfe spukten. Natürlich war derselbe ein gar gelehriger Schüler seines Meisters, und während sich seine Mutter mit Magister Brandis über eine künftige Laufbahn ihres Sohnes berieth, die ihn dem blutigen Kriegshandwerk so fern wie möglich halten sollte, fuhr dieser wie ein junges Schlachtroß in die

Höhe, wenn er Trommelschlag oder die Töne einer kriegerischen Musik vernahm. Der fromme Mann gefiel ihm zwar nicht übel, aber lieber war es ihm, unter Vogels Anleitung die Farben, Abzeichen und Waffengattungen der verschiedenen Truppen zu studiren, als in der engen Stube des Magisters das schwarze Regiment der Vierundzwanzig oder das trockne Einmaleins auf der Schiefertafel zu exerciren.

Daß ihn Veit in diesem Geiste bestärkte, statt ihn, wie es seine Pflicht gewesen wäre, davor zu warnen, wissen wir bereits. Er selbst war schon nach wenig Tagen wie verwandelt, er hatte bald eine Menge guter Freunde unter den Soldaten, die Spaß an seiner muntern Weise fanden und ihn zu Trunk und Spiel verleiteten. Wäre Frau von Heimburg nicht zu leidend und ihre Frauen nicht zu sehr mit ihr beschäftigt gewesen, man würde ihm das Hüteramt über seinen kleinen Junker je eher je lieber wieder abgenommen haben. Auch hatten sie nur kaum die erste Einrichtung getroffen, als eine große Bewegung sowohl im Lager als unter der Bürgerschaft den Geflüchteten verkündete, daß neue Dinge im Anzug waren. Neue Dinge aber waren selten gut; man erfuhr, daß Gustav Adolph unverrichteter Sache von Nürnberg abgezogen sei, wo er und Wallenstein sich elf Wochen lang gegenüber gelegen hatten, ohne daß es zwischen ihnen zu einer entscheidenden Schlacht gekommen war. Ein großer Theil der Truppen warf sich aus dem ausgezognen Lande nach Franken und Thüringen, und die Namen des Friedländers, des Tilly, des wilden Generals von Holt, des unmenschlichen Gallas, des tollen Pappenheim und anderer erfüllten schon zum voraus die Bewohner der bedrohten Gegenden mit Furcht und Bittern. Von Georg kamen um diese Zeit die letzten Nachrichten: sie lauteten ziemlich gut, nach der abseits liegenden Heimburg hatten sich bis jetzt nur Nachzügler und Gefindel aus dem Troß verlaufen, das zum Gaudium des Alten und der wenigen, die bei ihm ausgehalten hatten, von seiner wohlverschlossnen Festung mit langer Nase wieder hatte abziehen müssen. Wie es ihm aber jetzt ergehen würde, das mochte Frau von Heimburg gar nicht denken; sie gab den treuen Starrkopf sammt der Burg verloren und konnte nichts, als seine brave Landsknechtseele der Gnade des Erlösers empfehlen. Ihr selber standen bittere Prüfungen bevor.

Das Kriegsgewitter rückte immer näher; im Lager herrschte die Geschäftigkeit vor einem Ausbruch. Die Truppen hatten den Befehl erhalten, sich mit den Schweden zu vereinigen, und nur eine kleinere

Befagung sollte in der Stadt verbleiben, um mit Hülfe der wehrhaften Bürger einen etwaigen Angriff auf ihre festen Mauern abzuschlagen,

Das alles kam sehr rasch und Häslein hatte durch Freund Vogel wohl davon erfahren, doch dieser war in den letzten Tagen sehr zerstreut gewesen, er war viel auswärts „in Geschäften“, wie er sagte, und hatte wenig Zeit sich mit seinem kleinen Junker zu beschäftigen. Als Hans nun eines Morgens, von frühem Trommelwirbel und Karthausenschüssen jäh erweckt, im bloßen Hemdlein an das Fenster sprang, um hinauszusehen, was es gäbe, da siehe! ging es unten tripp trapp und Mann an Mann in dichtgeschlossnen Gliedern zog es durch die Straße. Die wild verwetterten Gesichter schauten trotzig unter ihren Hüten mit der langen Feder, aber keiner schaute heut zu ihm hinauf, wie es wohl sonst geschah, wenn er mit Veit Vogel hier im Fenster lag, der viele von den alten Eisenfressern kannte — schweigend gingen sie in Schritt und Tritt vorüber, daß die Straße von der Wucht des Taktstretts dumpf erdröhnte und die Gläser in den Fenstern zitterten und klirrten. Auch dem Knaben griff es an die Seele: er wußte, was dies zu bedeuten hatte: die Truppen zogen ab — wie mußte es nun still und einsam werden!

Dennoch, trotz der Betrübniß, welche er empfand, erregte ihn das nie gesehne Schauspiel eines Ausmarsches, der sich schier endlos unter ihm bewegte. Er schob den niederen Schieber seines Fensters in die Höhe und, Kopf und Hals darunter vorgebeugt, sah er eine Compagnie der andern folgend, die Truppen durch die Straße ihren Abzug nehmen. Einer jeden ward ihr Fähnlein vorge tragen und wie zum Abschied vor dem großen Gasthof, in dem sie manches gute Fähnlein ausgestochen, machten die Fahnenträger ihre Reverenz, indem sie in den verschiedensten Kunstweisen jener Zeit die Fahne bald um ihren Kopf, bald durch die Beine schlangen, sie über sich hoch in die Lüfte warfen und wieder glücklich mit der Hand auffingen und andre gar wunderbare Spiele mit ihr trieben. Hans wußte sich vor Freude nicht zu lassen — gewiß! das mußte auch Freund Vogel sehen! Doch wo war der Vogel? Sein Lager in der Saalecke schien unberührt, Hans wollte aus der Thüre laufen ihn zu suchen, doch horch! da schmetterten die Trompeten, so hell und lustig, daß er unmöglich von der Stelle konnte: es kamen Reiter, deren Anblick er um keinen Preis veräumen durfte. Den Schluß des Zuges machte wieder Fußvoll und statt der hellen Weisen, die dort die Pferde förmlich

tänzen machten, marschirte dieses nach dem dumpfen Ton der Trommel.

Die Trommelschläger mußte Häslein sehen; es waren die Lustigmacher, die Lieblinge der Compagnie, meist noch sehr junge Leute, die schwer an ihrer großen Trommel trugen. Er kannte sie fast alle und sie kannten ihrerseits den kleinen Junker, auch fand der eine und der andre Zeit ihm zuzunicken, nur der letzte sah nicht einmal auf. Er schlug auf seine Trommel, als ob er sie sogleich in Stücke schlagen wollte, und senkte seinen Kopf nur um so tiefer, je mehr das Kind den seinen nach ihm streckte, um ihn zu erkennen. Die Gestalt, selbst unter ihrem bunten Aufputz, erschien ihm so bekannt — jetzt mußte sie ihm das Gesicht zuwenden und — Gott im Himmel! war das nicht Veit Vogel? Die krausen Haare waren glatt geschoren, das sonst so lachende Gesicht war finster, und dennoch war er's, das bewies die dunkle Röthe, die seine Züge jähling überflog — noch einmal blickten seine Augen, diese sonst so muntern Schelmenaugen, trübsinnig auf zu seinem kleinen Junker, als ob sie Abschied nähmen für das Leben, und dann war Trommel, Mann und Zug verschwunden.

„Veit! Veit!“ schrie Hans, der sich weit überbog und beide Arme nach dem Flüchtling streckte, — und sicher wäre er ihm nachgestürzt in seinem Jammer, wenn dies nicht theils die enge Fensteröffnung, theils ein anderer Arm verhindert hätte, der ihn rückwärts in das Zimmer zog.

Als er, das ganze kindliche Gesicht voll Zorn und Schmerz, wild um sich blickte, traf er in das milde, mitleidsvolle Auge des Magister Brandis. „Laß fliegen, Kind! was sich nicht halten läßt — manch einem ist sein Vogel so entfliegen — mein eigener Sohn — — — doch das erzähl' ich dir ein ander Mal, bist noch zu jung dazu, kann dich nicht trösten.“ — Damit nahm er den Knaben in den Arm und hieß ihn sich an seiner Brust ausweinen; das Häslein aber riß sich wie ein wildes Füllen von ihm los und stürzte nach der Treppe, um hinab- und den Soldaten nachzulaufen, die seinen lieben Veit mit fortgenommen. Sein klägliches Geschrei brachte das ganze Haus in Aufregung; der Wirth, die Knechte, Mägde, alle schalten auf den Vogel, als ob er schlimmer denn ein Mörder wäre. Sie hatten ihn alle gern gehabt und zürnten ihm nun doppelt, daß er sie verlassen. Schließlich mußte auch die Frau von Heimburg es erfahren, daß „der Schelm“, der „saubre Prinz“, der „lockre Zeißig“, und wie die Ehrentitel alle hießen, „auf und davon“ sei, fort, mit dem Regimente zu den

Schweden. Die ganze Nacht hatte er mit den Soldaten unten in der Wirthsstube gezechet, im Raufsch Handgeld genommen und war natürlich dann nicht mehr losgelassen worden.

Für Hänseleins Mutter war's ein schwerer Schlag. Sie fühlte sich tief verletzt von der Lieblosigkeit und Undankbarkeit des Burschen, der wie ein Kind vom Hause gehalten worden war und der in einer Zeit, wo sie des Schutzes mehr denn je bedurften, von ihr und ihrem Knaben hatte gehen können. Der gute Herr Brandis hatte große Mühe, die beiden zu beruhigen. „Der Vogel ist nicht ganz so schuldig, wie es aussieht“ — sagte er und erzählte, welche Listen, und, wo List nichts helfen wollte, welche Gewaltmittel die Werber anwendeten, um einen gut gewachsenen jungen Menschen für den Dienst zu pressen — seinen eigenen einzigen Sohn hätten sie ihm auf diese Art entführt. „Gott weiß, ob er noch lebt und was aus ihm geworden“, schloß er, und dabei rollten ihm die Thränen über das Gesicht, daß Frau von Heimburg ihm gerührt die feine Hand bot und Hänselein ganz erstaunt aus seinem eignen Jammer zu dem armen alten Manne in die Höhe sah. Hatte er schon sein ganzes Herz ge-

wonnen durch die Bertheidigung des Ungetreuen, für den die andern nur Verdammung hatten, so war er jetzt sein Freund geworden, wie der alte Georg, an dessen Bild er ihn mit seinen grauen Haaren in diesem Augenblick erinnerte. Er hatte lange nicht an ihn gedacht. Ja! auch das Hänselein war nicht treu gewesen, in all dem bunten Trubel hatte es den alten treuen Freund vergessen. Um so wärmer schmiegte er sich jetzt an den Magister, der ihm liebevoll die Haare strich. „Gott hat es so gefügt, mein liebes Kind!“ und sich zu Frau von Heimburg wendend, bat er dringend, daß sie aus dem unruhigen Gasthose zu ihm in sein bescheidenes Heim übersiedeln möge — ein Vorschlag, den sie unter den jetzigen Umständen mit großer Dankbarkeit annahm. „Da wollen wir den kleinen Heißsporn kämpfen lehren“ — sagte er, durch ihre Zusage sichtlich erfreut — „mit den Waffen des Geistes — was auch ein ritterliches Handwerk ist — und ihr, meine liebe gnädige Frau, mögt euch erholen in der Stille meines abgelegenen Hauses, bis wir auch draußen in der Welt den Frieden haben, zu dem uns, so Gott will, bald unser großer Nordlandsheld verhelfen möge.“ — (Fortsetzung folgt)



Ostern.

Von

Julius Sturm.

Initial von Paul Thumann.

Unten regt sich's in den Gräften,
Aus den Wolken tönt Gesang,
Einen Strom von süßen Düften
Treibt der Wind das Thal entlang.

Burgen spiegeln und Kapellen
Sich im sonndurchblitzten Strom,

In das Rauschen froher Wellen
Mischt sich Festgeläut vom Dom.

Kinder spielen auf den Wiesen;
Uppig sproßt das junge Grün,
Wo, den Himmel aufzuschließen,
Goldne Schlüsselblumen blühn.

Sprüche von Friedrich Güll.

Werd' eins mit dir und sei und bleib' dir selber treu,
Das macht den Freund dir hold und macht den Feind dir
süß.

Lieber als schmeichelnde, streichelnde Hand
Ist die begabende, labende Hand.

Wenn nur Ein Mal die Maus ist in die Falle gegangen,
So sind alsbald mit ihr die Mäuschen alle gefangen.

Achte das Schweigen der Noth und warte nicht erst ihrer
Klage.
Freundlich lindre sie schnell heimlich die offene Hand.

Deutsche Kaiserbilder.

Von Fedor von Köppen.

Mit Original-Zeichnung von Alfred Rethel.

(Aus dem Nachlaß des Künstlers.)



II. Heinrich der Finkler.

Die Heldentugenden Kaiser Karls des Großen gingen nicht auf seine Nachkommen über. Die Schwäche seines Sohnes, Ludwigs des Frommen (814–840), und der Bruderzwist unter seinen Enkeln führten zu mannigfachen Theilungen des Reiches, in deren Folge seit dem Vertrage zu Wirten oder Verdun (843) der östliche Theil des großen Karolingischen Reiches mit den Völkern deutscher Zunge allmählich als Deutsches Reich eine feste Gestalt annahm.

Keiner von den deutschen Königen Karolingischen Stammes war stark genug, um der aufstrebenden Macht der Stammesherzöge in Deutschland die Spitze zu bieten, und während die letzteren im Innern immer kühner das Haupt erhoben, bedrohten feindliche Nachbarvölker — die Normannen und Dänen an den Küsten der Nordsee und an der Eider, die Wenden an der Elbe, die Magyaren oder Ungarn an der Donau — die Grenzen des Landes.

Beinahe hundert Jahre nach Karl dem Großen starb der letzte Sproß der Karolinger in Deutschland, genannt Ludwig das Kind († 911), dessen schwache Hand das Scepter der Ahnen kaum zu heben vermochte. Vielleicht wäre bei seinem Tode das Reich nach seinen fünf Hauptstämmen — Franken, Sachsen (mit Thüringen), Schwaben, Bayern und Lothringen — auseinander gefallen, hätte nicht die gemeinsame Gefahr vor den äußeren Feinden zur Königswahl gedrängt.

Zu Forchheim in Oberfranken versammelten sich die weltlichen und geistlichen Großen des Reichs, um einen König zu küren (Nov. 911). Am zahlreichsten waren die Franken und Sachsen vertreten, deren Herzöge durch Macht und Ansehen vor allen anderen der Krone würdig schienen. Durch Weisheit und Kriegserfahrung leuchtete Herzog Otto der Erlauchte von Sachsen allen Uebrigen voran; ihm neigten sich die meisten Stimmen zu. Aber der graubärtige Kriegsmann lenkte die Wahl von sich ab. „Das ist Gottes Wille nicht,“ sprach er; „daß nach einem Kinde ein Greis herrschen sollte! Mir fehlt die Kraft der Jugend, hier aber steht

ein wackerer Mann, der sie hat!“ Und er wies auf den rüstigen Konrad, Herzog der Franken. Da wählten die anwesenden Großen Konrad zum Könige der Deutschen (911–918).

Konrad war ein wohlbedenkender und tapferer Fürst von reinem Willen und hohem Streben. Er erkannte seine Aufgabe darin, die königliche Alleingewalt, wie sie zu Zeiten Karls des Großen bestanden, wiederherzustellen und die emporgekommene Macht der Stammesherzöge zu brechen. Aber durch dieses Streben gerieth er in eine Reihe von Fehden, welche seine besten Kräfte verzehrten.

Am hartnäckigsten gestaltete sich sein Kampf mit Sachsen. Hier trat nach dem Tode jenes Otto des Erlauchten, welcher Konrad zur Königskrone verholfen, dessen Sohn Heinrich das väterliche Erbe an (912). Er stand in vollster Manneskraft. Klarheit des Geistes und männliche Thatkraft, tapferer Muth und edle Sitte zierten ihn und erhoben ihn zum Vorbilde des sächsischen Volkes. Ueber seinen Lieblingsneigungen im Frieden — Jagd und Vogelfang — vergaß er die höheren Aufgaben nicht, welche sein Land und Volk an ihn stellten.

Es war ein unheilvoller Rath, welchen der Bischof Hatto von Mainz dem Könige Konrad zuflüsterte, daß er diesem Manne, dessen Vater er so vielen Dank schuldete, einen Theil seiner Reichslehen entziehen möge. Die Kunde davon, daß der König solches thun wolle, erregte den Unmuth der Sachsen, und, auf ihre Treue gestützt, beschloß Herzog Heinrich offenen Widerstand zu leisten. In einer Reihe von Kämpfen stammte der alte Stammeshaf zwischen Sachsen und Franken von neuem auf.

Auch in Schwaben und Bayern standen die Herzöge wider den König. Von Osten aber fielen die Ungarn in Süddeutschland ein und dehnten ihre Raubzüge bis über den Rhein aus.

Sieben Jahre hatte die Regierung König Konrads gewährt, ohne daß er dem zerrütteten Reiche hätte Frieden geben können. Außer dem Gram über das Scheitern seiner Pläne drückten ihn körperliche Leiden, denn er hatte auf einem Kriegszuge in Bayern eine schwere Wunde davongetragen, die an seinen Leibeskräften zehrte. Gebengt und leidend

fühlte er das Ende seiner Tage nahen und bedachte | mein Leben zu Ende geht, und ich hinterlasse keinen
in Treue die Zukunft des Landes, dem er seine | Sohn, auf den ich die Krone vererben könnte. Was



Mühen und Sorgen vergeblich gewidmet hatte. Er | nun aus dem Reiche werden soll, das steht nächst
berief seinen Bruder Eberhard an sein Kranken- | Gott bei dir. Darum achte auf meinen Rath!
lager und sprach zu ihm: „Ich fühle, Bruder, daß | Wir haben tapfere Männer, Burgen und Waffen,

in unseren Händen sind Scepter und Krone und uns umgiebt der Glanz des Königthums; aber uns fehlte das Glück und die rechte Einsicht, um von unserer Macht Gebrauch zu machen. Beides fiel unserem Gegner Heinrich zu, dem Stamm der Sachsen gehört die Zukunft des Reiches. Darum nimm diese königlichen Abzeichen, die goldenen Spangen mit dem Königsmantel, das Schwert und die Krone unserer alten Könige, gehe hin zu Heinrich und mache Frieden mit ihm, damit du ihn zum Freunde habest; denn er wird König sein über viele Völker.“ —

Eberhard gelobte zu thun, was der Bruder ihm geheißten. König Konrad aber schloß die Augen und gab seinen Geist auf am Tage vor Weihnachten des Jahres 918. —

Heinrich war am Finkenherde und stellte Vogelneze, als die Königsboten kamen, — und noch heute zeigt man in der Vorstadt Westendorf bei Quedlinburg die Stelle, wo er die überraschende Botschaft empfangen haben soll. Heinrich war bereit von Spiel und Vergnügen zu lassen, sobald der Ernst des Lebens seine volle Manneskraft erforderte, und der Name „Heinrich der Finkler“ oder „der Vogelsteller“, wie er sich im Volksmunde bis heute erhalten hat, paßt eigentlich weniger auf ihn, als derjenige des Städtegründers oder des Erbauers, welchen er sich — wie wir sogleich hören werden — durch spätere Thaten erwarb; denn den Grund gelegt und zu bauen begonnen hat er überall, auf daß seine Nachfolger fortbauen möchten.

Nachdem die Gesandten erfahren hatten, daß Heinrich bereit sei die Krone anzunehmen, versammelten sich die Großen der Franken und Sachsen zu Fritzlar an der Eder (14. April 919). Hier überreichte ihm Eberhard im Auftrage des verstorbenen Königs die Zeichen der königlichen Würde, und alles Volk rief: „Heil und Segen dem König Heinrich!“

Zwar waren es nur die beiden mächtigsten Stämme der Deutschen, die Franken und Sachsen, welche Heinrich erwählt hatten; aber durch Klugheit und Tapferkeit brachte er in kurzer Zeit auch die Herzöge der übrigen Stämme dahin, daß sie ihn als ihren König anerkannten. Anders als seine Vorgänger faßte Heinrich die Aufgabe, die Einheit des Reiches herzustellen. Nicht durch einen Stamm wollte er die anderen beherrschen, sondern alle Volksstämme versöhnen und einigen. Jeder Herzog sollte seines Stammes Führer sein in Krieg und Frieden, er sollte Recht sprechen und Fehde schlichten in seinem

Land; aber über allem Volke und allem Lande herrschte der König als höchster Richter und Heerführer, als Hort der Bedrängten und als Schirmherr der Kirche.

In Schwaben genigte sein bloßes Erscheinen, um ihm Anerkennung zu schaffen. Schwerer ward es ihm in Bayern, dessen mächtiger Herzog Arnulf selbst nach der Königskrone trachtete. Trotzig rief er: „Was hat der Sachse dem Bayern zu gebieten? Noch niemals haben die Sachsen einen Fuß breit Landes unter uns befeßen!“ — Und er warf sich mit seinen Kriegern in die feste Stadt Regensburg, um den König zu erwarten.

König Heinrich erschien vor Regensburg und ließ den Bayernherzog zu einer Unterredung entbieten. Dieser aber glaubte nichts anderes, als daß es auf einen Zweikampf abgesehen sei. Er legte Kettenhemde und Stahlhaube an, umgürtete sich mit seinem langen Schwerte und begab sich an den festgesetzten Ort. Auch Heinrich erschien daselbst, aber in friedlicher Tracht und ohne Waffengefolge und redete ihn mit versöhnlichen Worten an: „Erfennst du nicht, daß es Gottes Wille ist, der mich zur Königskrone berufen hat? Willst du um eitlem Ehrgeizes willen das Blut so vieler Christen vergießen? — Wäre an dich der Wahrspruch ergangen, ich würde freiwillig das Knie vor dir beugen.“

Da ward Arnulf bedenklich und schlug in die dargebotene Friedenshand ein. König Heinrich aber bestätigte ihn in allen herkömmlichen Herzogsrechten und Würden.

Auf noch größeren Widerstand stieß der König bei dem jungen und unbeständigen Herzog Gisbert von Lothringen, der es bald mit den Deutschen gegen Frankreich, bald wieder mit Frankreich gegen König Heinrich hielt und sich erst nach langem Widerstreben der deutschen Oberherrschaft fügte. Später gab ihm Heinrich seine Tochter Gerberga zur Gemahlin und verband ihn dadurch noch inniger mit seinem Hause und mit Deutschland.

Nachdem Heinrich auf solche Weise seine königliche Macht befestigt, Ruhe und Ordnung im Reiche hergestellt hatte, sorgte er auch für die Sicherung der Grenzmarken.

Der am meisten gefürchtete Feind der Deutschen war seit einer Reihe von Jahren das unstätte und wilde Reitervolk der Ungarn oder Magyaren, welches in kurzer Zeit seine Wohnsitze vom Fuße des Karpathengebirges und von der Donau bis zu den östlichen Grenzen Deutschlands ausgedehnt hatte und bei seinen Raubzügen immer tiefer in das Innere Deutschlands eindrang. Schon der Anblick

dieser Horden erfüllte die Deutschen mit Abscheu und Widerwillen. In dem häßlichen, durch selbstgeschchnittene Wunden entstellten Antlitze funkelten unheimlich die tief liegenden Augen. Der Kopf war bis auf drei Zöpfe kahl geschoren. Dazu kam der rauhe Klang ihrer ganz unverständlichen Sprache. Sie kämpften auf Rossen, die sie mit staunenerregender Geschicklichkeit tummelten. Außer dem Schwert und Wurfspeer führten sie als Hauptwaffe den Pfeil, und indem sie bei verstellter Flucht mit rückwärts gefehrtem Antlitze das selten fehlende Geschloß vom hörnernen Bogen in die Reihen ihrer Verfolger entsandten, suchten sie diese in Hinterhalte zu locken, um deren scheinbaren Sieg durch plötzliches Vorbrechen in eine furchtbare Niederlage zu verwandeln.

Fünf Jahre hatte Heinrich die Regierung geführt, als die Ungarn einen neuen Einfall in sein Stammland unternahmen. Alles Land, wohin sie kamen, ward verwüstet. Nach den Rauchwolken und dem Feuerchein am Himmel konnte man die Straßen verfolgen, die sie gezogen waren. Nicht allein, daß die Saaten von ihren Rossen zerstampft, das Vieh fortgetrieben, die Häuser eingeäschert, Habe und Gut der Bewohner als Beute fortgeschleppt wurden, — auch die hilflose Armut verschonte der grausame Feind nicht. Greise, Frauen und Mägde wurden gebunden und zu niedrigem Sklavendienste in die Gefangenschaft fortgeschleppt. Jung und Alt flüchtete vor den herannahenden Horden in das Dickicht der Wälder, auf die Spitzen der Berge und in verborgene Höhlen.

Diesem furchtbaren Feinde vermochte König Heinrich mit dem schwachen Heerbann nicht in offener Schlacht zu widerstehen, sondern er schloß sich mit seinen Getreuen in eine feste Burg bei Goslar ein. Da fügte es sich, daß ein vornehmer Häuptling der Ungarn in seine Gewalt gerieth. Heinrich verschmähte alles Lösegeld, das die Ungarn reichlich ihm boten, aber er erkaufte sich durch die Freigebung des Gefangenen und durch das Versprechen eines jährlichen Tributes eine neunjährige Waffenruhe für seine Lande Sachsen und Thüringen, und benutzte diese Zeit zu eifrigen Rüstungen.

Zweierlei that noth, um den Einfällen des wilden Volkes in Zukunft begegnen zu können. — feste Burgen und ein tüchtiges Heer. Damals wohnte das sächsische Volk nach uralter Sitte verstreut auf einzeln stehenden Höfen mitten in den Fluren und Aekern, oder in offenen Dörfern. Die Burgen aus der Zeit Karls des Großen waren in Trümmer gefallen. Städte kannte man nur an den Ufern des Rheins und der Donau aus den

Zeiten der Römer. Nun ließ Heinrich die alten Befestigungen wiederherstellen und neue Burgen an den Grenzen erbauen; er ließ die Ortschaften mit festen Wällen und Mauern umgeben, die von hohen Warttürmen überragt wurden. So entstanden am Fuße des Harzgebirges die festen Plätze Quedlinburg und Nordhausen, ferner Goslar am Fuße des Rammelsberges, in dessen Innern später die kostbaren Erzadern entdeckt wurden, Merseburg an der Saale und andere Plätze.

Zwar zeigten die Sachsen wenig Lust, ihre alten freigelegenen Wohnsitze mit solchen hinter Ring und Mauern zu vertauschen, — denn sie betrachteten das Wohnen in umfriedeten Räumen als eine Gefangenschaft oder doch als eine Beschränkung ihrer Freiheit; aber König Heinrich bestimmte, daß von neun seiner Dienstmännern je einer in die umfriedeten Orte ziehen und dort die Wohnung für die acht anderen Genossen mit Speise- und Vorrathskammer herrichten sollte, während diese die Felder zu bestellen und den dritten Theil der Feldfrüchte zur Sicherung für den Nothfall in die Burgen abzuliefern hatten. Auch sollten alle Gerichtstage, Kaufhandlungen, Volksversammlungen und öffentlichen Feste innerhalb der Burgthore abgehalten werden.

Gleichzeitig zog Heinrich die Bevölkerung für den Kriegsdienst heran, und um den Ungarn in ihrer eigenen Kriegsweise begegnen zu können, bildete er aus seinen berittenen Dienstleuten ein Reiterheer. Selbst Meister in allen Waffenspielen, übte er diese gepanzerten Reiter im Gebrauche der Waffen zu Rosse und im geschlossenen Angriff.

Die Tüchtigkeit seiner Kriegsschaaren zu erproben fand er Gelegenheit auf seinen Kriegszügen gegen die benachbarten Wenden. Er drang über die Elbe in das Land der Heveller zwischen der Havel und unteren Spree, und belagerte ihren Fürsten Tugumir in der Hauptfeste des Landes Brennabor oder Brandenburg, welche von den breiten Armen und Seen der Havel rings umgeben war und fast uneinnehmbar schien. Auf der Eisdecke, welche ein scharfer Winterfrost über die weite Wasserfläche gespannt hatte, schlug Heinrich sein Lager auf, eroberte mit stürmender Hand die Feste und zerstörte die heidnischen Gößenbilder (928).

Aber die Kämpfe mit den Wenden waren damit nicht beendigt. Das Jahr darauf stand wieder das ganze Wendenvolk in furchtbarer Empörung wider die Deutschen auf. Bei Lenzen an der Elbe kam es zu einer großen Schlacht, in welcher mit solcher Erbitterung gekämpft wurde, daß — wie

die Sage geht — noch heute der Boden in jenen Gegenden von den vergossenen Blutströmen roth ist. Zur Sicherung der Grenzen gegen die Wenden gründete Heinrich die Markgrafschaften Nordfachsen (oder Soltwedel) und Meissen. Aber es verging noch lange Zeit, bis die zähe Kraft des Sachsenvolkes endlich dem Christenthum und der deutschen Bildung unter den wendischen Völkerschaften jenseits des Elbstromes eine feste Stätte erkämpft hatte.

Die Waffenruhe mit den Ungarn nahte dem Ende. Drückend empfanden die Sachsen die Schmach des jährlichen Tributs, durch welchen sie den Feind von ihren Landesgrenzen fern halten mußten. Da berief König Heinrich einen allgemeinen Landtag und berieth sich mit seinem Volke. „Unter Gottes Beistand haben wir es so weit gebracht,“ sprach er, „daß nun Friede und Gerechtigkeit allerorten unter uns walten; auch die Wenden haben wir uns dienstbar gemacht. Aber das Schwerste bleibt noch zu thun. Ungern habe ich von euch und den Eurigen schwere Opfer gefordert, die Ersparnisse von eurer Arbeit habt ihr willig hergegeben, um die Sackel der habgierigen Feinde zu füllen. Jetzt aber müssen wir bereits die Kirchenschätze angreifen. Darum rathet und wählet, ob wir ihnen auch ferner den Zins zahlen oder uns mit den Waffen die Unabhängigkeit erkämpfen wollen!“

Entschlossen riefen da Alle: „Der lebendige Gott, der treu und gerecht ist, wolle uns beistehen und unsere Bande lösen!“ — und sie schwuren, alle Noth und Gefahr mit ihrem Könige zu theilen.

Als wieder die Boten der Ungarn erschienen um den Zins zu fordern, ward ihnen höhrend ein fetter Hund vorgeworfen. Ergrimmt über solche Schmach, überfluteten sie jetzt in zahlreichen Schwärmen das Sächsische und Thüringische Land. Heinrich aber sammelte sein Reiterheer und zog ihnen entgegen.

Die Feuerzeichen auf den Bergen verkündeten den weit über das Reich zerstreuten Häufen der Ungarn den Anzug des Königs und riefen sie auf ihre Sammelplätze. In der schönen Landschaft Thüringens, welche wegen ihrer Fruchtbarkeit die „Goldene Au“ genannt wird, vielleicht bei dem Dorfe Riethsburg an der Unstrut, unweit Merseburg stieß Heinrich auf den Feind. Am Morgen des 15. März 933 ordnete er sein Heer zur Schlacht. Vor dem Könige wehte die Fahne des heiligen Michael, das Hauptbanner der Deutschen. Hoch zu Rosse hielt König Heinrich vor seinen Kriegern und ermahnte sie, allein auf Gott ihre Hoffnung zu setzen, der

ihnen beistehen und den Sieg verleihen werde. Alle Herzen schlugen ihm muthig entgegen.

Als bald begann die Schlacht. Der König besorgte, daß die Ungarn beim Anblick seiner gepanzerten Reiterhaaren die Flucht ergreifen und auf ihren schnellen Rossen seinen rächenden Schwertern enteilen könnten. Deshalb sandte er ihnen etwa tausend Mann seines Fußvolkes entgegen, um sie zum Angriff zu reizen. Was er gehofft hatte, geschah. Die Ungarn stürzten sich über das Fußvolk und drangen nahe bis an die Schlachtordnung der Deutschen. Da brachen die eisengepanzerten Reiter vor und trieben sie in schimpfliche Flucht. Der König erstürmte das Lager der Feinde und verkündete den Gefangenen, die dort in Fesseln schmachteten und schon auf das traurigste Loos gefaßt waren, die Freiheit. Unter Freudenthränen umringten die Befreiten ihren Erretter und küßten den Saum seines Mantels. Unter ihnen waren Frauen und Kinder, die Anverwandten der tapferen Krieger*).

Die Niederlage der Ungarn war so vollständig, daß sie seit dem zweiundzwanzig Jahre lang vom deutschen Gebiete fern blieben. König Heinrich aber gab Gott die Ehre des Sieges und bestimmte, daß der Tribut, welcher schon für die Ungarn erhoben war, der Kirche übergeben werden solle, um die Noth der Armen zu lindern.

Von den Ostmarken des Reiches wandte sich Heinrich gegen den Feind im Norden, gegen die Dänen, welche die Küstenländer mit ihren Raubzügen heimsuchten. Er drang bis Jütland vor, stellte die schon von Karl dem Großen gegründete Mark Schleswig wieder her und verpflanzte dorthin sächsische Ansiedler.

Unter den Kämpfen und Unruhen, welche seine Regierung füllten, fand Heinrich Frieden und Erholung in seinem Hause und in seiner Familie. Er hatte zu Nordhausen, Quedlinburg und Memleben an der Unstrut prächtige Schlösser erbauen lassen. Dort weilte er gerne an der Seite seiner geliebten Gemahlin, der frommen und sanften Mathilde, die aus dem Geschlechte Wittekind's stammte. Tapfere Söhne hatte sie ihm geschenkt, der älteste, Otto, war der Stolz und die Hoffnung des Vaters.

Als Heinrich die Gebrechen des Alters zu

*) Der Ort der Schlacht läßt sich nicht genau angeben. In dem alten Kirchspiel Keuschberg bei Merseburg, wo Heinrichs Heer vor der Schlacht gelagert haben soll, wird jährlich beim Kirchweihfeste zur Erinnerung an jene Ereignisse eine alte Beschreibung der Schlacht durch den Pfarrer von der Kanzel herab der Gemeinde vorgelesen. Dort sieht man auch ein Hufeisen als Siegeszeichen in den Fels gehauen.

fühlen begann, berief er die Großen des Reiches zu einer Versammlung nach Erfurt und empfahl ihnen seinen Sohn Otto als Nachfolger. Alle versprachen, nach seinem Tode Otto als ihren König anzuerkennen. Das Jahr darauf ward der König von einem Schlaganfall getroffen. Er ließ sein treues Weib an sein Lager kommen, unterredete sich lange Zeit leise mit ihr und dankte ihr, daß sie ihm mit ihrem Rathe stets liebevoll zur Seite gestanden, seinen Zorn besänftigt und ihn vor Ungerechtigkeit behütet habe. „Da ich fühle, daß ich von hinnen gehen muß,“ — lauteten die letzten Worte des sterbenden Königs, — „so empfehle ich dich, deine Kinder und meine scheidende Seele der Gnade des allmächtigen Gottes.“ —

Mit schwerem Herzen ging Mathilde in die Kirche des Klosters, um für das Seelenheil ihres

Gatten zu beten. Während sie vor dem Altar kniete, erklangen die bangen Töne der Sterbeglocke. Da erkannte sie, daß Gott ihn zu sich gerufen habe. In christlicher Fassung trat sie mit ihren weinenden Söhnen Otto und Heinrich an das Sterbelager, rühmte ihnen des Vaters Sinn und Thaten und sprach: „Präget es tief in eure Herzen, daß es die Furcht Gottes war, die in eurem Vater so Großes vollbracht hat. Ehret und fürchtet Gott!“

In der Peterskirche zu Quedlinburg unter einer einfachen, vielfach geborstenen Marmorplatte ruht die sterbliche Hülle König Heinrich's I. Er hinterließ seinem Sohne ein großes, einiges Reich, das er nicht von den Vätern geerbt, sondern unter Gottes Beistande selbst gegründet hatte; er hinterließ seinem Volke das Bild eines ächten deutschen Königs.

Auf die See und wieder heim.

Jugenderinnerungen von

Wilhelm Kaiser.

Original-Zeichnungen von **C. Köhling.**



Nichts als Wasser und Himmel ringsum! Kein anderer Laut auf weiter Fläche als das Plätschern der Wellen an den Seiten des schnellen Fahrzeugs, welches unaufhaltbar mit gutem Winde den südlichen Breiten zustrebt. Bis auf die hohe See hatten mich meine jungen Leser in Gedanken begleitet, als ich von ihnen bis auf Wiedersehen Abschied nahm; auch jetzt werden sie mir, so hoffe ich, ihre Theilnahme nicht versagen.

Der Dienst an Bord war bei dem günstigen Wetter durchaus nicht schwer. Meine Aufgabe war es vor allem, mich auf dem Schiffe umzusehen, die Namen seiner einzelnen Theile kennen zu lernen und so weit ich es vermochte, den Matrosen bei ihren Verrichtungen an die Hand zu gehen. Mit Lust und Liebe griff ich jegliche Arbeit an, mochte sie auch noch so niedrig sein; scheuern, putzen und Dienstleistungen in der Küche ließ ich mir ebenso wohl gefallen, wie die Arbeiten in dem lustigen Gebiete des Takelwerkes. Der Kapitän behandelte mich mit Freundlichkeit, und die Mannschaft ließ sich deshalb in den Hänseleien, welchen jeder Neuling ausgesetzt ist, nicht zu sehr gehen. So schien alles dazu angethan, mir den Anfang meines Berufes

Deutsche Jugend. XIV.

(Fortsetzung.)

leicht und angenehm zu machen. Und doch fühlte ich mich nicht zufrieden. Es war nicht das Heimweh, welches mich oft mit unwiderstehlicher Gewalt ergriff und meinen sehnen Blick über die blauen Wogen in die weite, weite Ferne lenkte; jene trostlose Leere in meinem Innern, jenes Gefühl, als ob mir etwas fehle, welches ich vergeblich zu erklären und zu bekämpfen suchte, entsprang dem Zwiespalt zwischen der hohen Vorstellung, welche ich mir von dem Berufe gemacht hatte, und der nackten Wirklichkeit. Die günstigsten Umstände, welche sich denken ließen, die Rücksicht des Kapitäns, der in der That ein wohlwollender und ungewöhnlich gebildeter Seemann war, ließen mich die Schattenseiten des Berufes in ihrem ganzen Umfange noch nicht empfinden, und so geschah es, daß jenes unbewußte Gefühl noch nicht zum vollen Durchbruche kommen konnte. Dazu bedurfte es andere Mittel, als einen gelegentlichen Fußtritt des Steuermannes und einen Guß schmutzigen Spülwassers in den Nacken oder ähnliche Liebkosungen, die mir so nebenbei zu Theil wurden, — dazu bedurfte es eines vollen unverschleierten Einblicks in das damals noch so entsetzlich rohe und gemeine Treiben der Seeleute im Allgemeinen. Doch ich darf nicht vorgreifen. Die ge-

sunde Arbeit in frischer Luft ließ jene trübe Stimmung nur selten aufkommen, wie denn emsige Arbeit überhaupt der beste Sorgenbrecher ist.

Eines Morgens — ich war gerade damit beschäftigt, einen Eimer Wasser aus der See emporzuziehen, um die angenehme Arbeit des Deckseuerns zu beginnen — sah ich in nebliger Ferne einen schwarzen Punkt, der meine Aufmerksamkeit erregte. War mir doch naturgemäß jede Erscheinung neu, die den einförmigen Gesichtskreis irgendwie veränderte.

„Nun, was starrst du da hinaus, als ob du mit den Augen Löcher in den Nebel bohren wolltest?“ rief mir der alte Cornelis zu, welcher die Fahrt nach Ostindien schon öfter gemacht hatte, als ich Lebensjahre zählte. Es war derselbe, der bei meinem ersten Kletterversuch auf die Raa mir durch seinen Zuruf Muth gemacht und mir seit jener Zeit eine rauhe Zuneigung bewahrt hatte.

Auf meine Frage, ob der dunkle Punkt, der inzwischen in das Breite gewachsen war, ein Schiff sei, brach der alte Graubart in ein helles Lachen aus.

„Eher möchtest du fragen, ob es der See-Kraken*) sei, dessen Körper Meilen im Umkreise hat und Haare trägt, die noch länger sind, als der Großmast unserer guten „Schwalbe“. Nein, mein Junge, das ist die Insel Porto Santo und was dort jetzt weiter nach Südwesten erscheint, ist Madeira.“

Die Sonne hatte inzwischen den Nebel durchbrochen und deutlich zeigten sich die felsigen Ufer der erstgenannten Insel. Besonders auf der Nordseite erheben diese sich zu bedeutender Höhe, während das östliche Ufer flacher sich abdacht und der Hauptstadt, deren Häuser sich um den guten Hafen lagern, Raum gewährt. Bedeutend massenhafter zeigten sich, als wir an Porto Santo vorbeigesteuert waren, die Umrisse von Madeira. Schroff ragt das Gebirgsprofil der Insel, die über sechzehn Quadratmeilen umfaßt, in die Höhe. Die Spitzen ihrer vulkanischen Berge, deren höchster, der Ruivo, fast sechstausend Fuß hoch ragt, sind in eine Wolke gehüllt, die wie ein Hut die gewaltige, gleichsam auf der Wasserfläche schwimmende Masse umlagert. Das Schiff segelte ziemlich nahe an den Ufern vorbei und ich konnte mit meinem kleinen Taschensfernrohr deutlich bemerken, daß die Insel, soweit sie sichtbar war, nur kahle baumlose Abhänge zeigt. Bei ihrer Entdeckung durch die Portugiesen, in deren

Besitz sie geblieben ist, soll sie vollständig mit einem Urwald bedeckt gewesen sein; die ersten Ansiedler aber rotteten diesen völlig aus. Sieben Jahre lang, sagt man, habe das Feuer gewüthet, welchem die ehrwürdigen Riesen der Vorzeit zum Opfer fielen. Statt ihrer pflanzte man an den zugänglichen Stellen Reben an, welche den berühmten Wein der Insel liefern.

Die Hauptstadt Funchal, welche an einer Bucht der Südseite Madeiras liegt, durch vier Forts vertheidigt wird, und etwa dreißigtausend Einwohner zählt, kam mir trotz angestrebten Auspäehens nicht zu Gesichte; vermuthlich wurde sie durch vorliegende Berge oder durch die drei hohen Desertaseilande, welche an der Südostecke der Insel vorlagern, bedeckt.

Trotzdem wir uns den südlichen Breiten stetig näherten — einige Tage, nachdem wir Madeira verlassen hatten, passirten wir den Wendekreis des Krebses — nahm die Hitze nicht in dem Grade zu, wie ich es erwartet hatte. Wohl der herrschende Nordwind, sowie die heftigen Regengüsse, welche uns oft recht lästig wurden, mögen diese Erscheinung, welche mir auffiel, erklären, da ich erwartet hatte, es würde innerhalb der Wendekreise sengend heiß sein.

In hohem Grade fesselten die Bewohner der Inseln, welche unserm Schiffe einen Besuch abstateten, meine Aufmerksamkeit.

Es war eine sternenhelle Nacht. Ich saß mit einem Kameraden und Landsmann, der gleich mir als Schiffsjunge auf der Schwalbe Dienst genommen, sowie mit dem alten Cornelis am Stern des Schiffes, welches fast geräuschlos durch die Nacht dahin schwebte. Cornelis war gesprächiger als gewöhnlich. Mochte der wunderbar tiefblaue Himmel, an dem schon manche Sternbilder des Südens sich zeigten, mochte der leise Wind, welcher die Segel mäßig blähte und flüsternd durch das Tauwerk zog, mochten die anmuthig tanzenden Wellen, welche in tausend- und abertausend glitzernden Lichtern den Schein der ewigen Sterne zurückwarfen, mochten diese unbeschreiblichen Eindrücke, welche eine Nacht auf hohem Meere in den Tropen ausübt, sein Gemüth mittheilsam gestimmt oder andere Umstände alte Erinnerungen in der wettergehärteten Brust erweckt haben: — genug der alte, wie die meisten Seelente etwas abergläubische Cornelis war gesprächig und spann ein Garn nach dem andern, wobei wir die aufmerksamsten Zuhörer abgaben.

„Eine Nacht wie diese war es,“ fuhr er fort, nachdem er lange in die Ferne geblickt hatte, wie wenn seine Blicke etwas suchten, „als ich mit eigenen Augen das Geisterschiff sah, dessen Dasein die

*) Ein fabelhaftes Meerungeheuer, an dessen Existenz Jahrhunderte lang geglaubt wurde.

neumodigen Herren gerne leugnen. Es ist wohl zwanzig Jahre her; wir lagen mit einer englischen Brigg schon seit Wochen in der schönen Bai von Bahia vor Anker, um auf günstigen Wind zu warten. Die Ladung, aus Kaffee und anderen brasilianischen Produkten bestehend, war längst eingenommen, aber kein Lüftchen wollte sich regen. Endlich hob sich der Wind und mit ihm unsere Laune, die das langweilige Warten uns vollständig verdorben hatte. Wir lagen nämlich zu weit von der Stadt entfernt, die nebenbei gesagt, zum größten Theile ein recht enges und winkelig gebautes Nest ist, um das Schiff verlassen zu können, da wir von Minute zu Minute bereit sein mußten, beim leisesten Hauch des Windes in See zu gehen. Also endlich hob sich der Wind und wir konnten auslaufen. Und wir liefen aus — an einem Freitage. Das war unser Unglück. Unser Kapitän ließ sich nicht rathen: ich prophezeite nichts Gutes und meine Voraussagung ging nur zu bald in Erfüllung. Die Fahrt zwar ließ sich recht gut an; wir hatten die Scilly-Inseln passirt und sahen uns im Geiste schon sicher auf der Rhede von Spithead — denn wir waren nach Portsmouth bestimmt —; aber wie ich auf der ganzen Reise keinen frohen Augenblick gehabt hatte, so konnte ich trotz des prächtigen Wetters und des günstigen Windes, der aus Südwesten kam, die bangen Ahnungen nicht los werden. So saßen wir — zwei von meinen damaligen Kameraden und ich — eines Abends gerade wie heute und erzählten uns von unseren Erlebnissen, als plötzlich einige hundert Schritt vor uns ein Schiff mit vollem Segeln auftaucht und gerade dem Winde entgegen auf uns zu hält. Der Schreck lähmte unsere Zunge und machte uns starr, so daß wir kein Glied regen konnten. Immer näher kam das Fahrzeug und glitt lautlos so nahe an uns vorüber, daß man mit einem Bootshaken seine Wanten hätten fassen können. Der volle Mond stand am Himmel und sein heller Schein zeigte uns das Gespensterschiff in graufiger Deutlichkeit. Es war ein alterthümliches Gebäude mit hochragendem Heck und Stern. An der Veranzugung des Hinterdecks stand hoch aufgerichtet in altholländischer Tracht der Schiffsführer, einen Brief in der Hand, den er zu uns herüberstreckte. Sonst war keine Seele an Bord zu entdecken. Die ganze Erscheinung dauerte nicht so lange, wie ich sie erzähle, wir hatten unsere Besinnung noch nicht wieder erlangt, als das Schiff verschwunden war, wie wenn es sich in Nebel aufgelöst hätte. Ich starrte in die blassen, vor Schreck verzerrten Gesichter meiner Gefährten, — ach, ihre Gebeine ruhen jetzt längst in der un-

ergründlichen Tiefe des Oceans!" Bei diesen Worten nahm Cornelis seine Mütze von dem grauen Haupte und schaute ernsten Blickes vor sich hin. Wir wagten nicht, ihn aus seinem Sinnen aufzustören. Obgleich ich mir damals schon sagte, daß alle jene Gespenstererscheinungen auf einer Sinnes-täuschung beruhen müssen, welche die oft so wunderbar geformten Nebelgebilde auf ein einsames, von anderen Eindrücken als denen der Natur abgeschlossenes Gemüth ausüben müssen, so war ich durch die uns umgebenden Verhältnisse, die Ruhe der Nacht, das unendliche Meer, den geheimnißvollen Sternenhimmel so erregt, daß ich mit Spannung und banger Erwartung den Worten des alten Matrosen gefolgt war. Dieselben Gefühle mochten meinen Kameraden bewegen, den ich meinen jungen Lesern schon als Landsmann vorgestellt habe, und man kann sich deshalb unsern Schreck denken, und vorstellen, wie wir beide zusammenfuhren, als etwas plötzlich über die Brustwehr des Schiffes an uns vorbeischnellte und mit dumpfen Schlägen auf das Deck fiel. Auch der alte Cornelis blickte auf, aber ein fröhliches Lächeln löste die von trüben Erinnerungen in Falten gelegten Züge, als er unsere bestürzten Gesichter erblickte.

"Ihr glaubtet wohl gar, der fliegende Holländer habe uns in höchsteigner Person einen Besuch gemacht?" sagte Cornelis lächelnd, indem er sich bückte und zu unserm Erstaunen einen Fisch aufhob, der sich nicht wenig wundern mochte, sein nasses Element mit den trocknen Bohlen unseres Decks vertauscht zu sehen.

"Fliegende Fische haben Zuflucht vor einem Verfolger bei uns gesucht," fuhr der alte Matrose erklärend fort; „da sind sie freilich aus dem Regen in die Traufe gekommen, denn die Dinger schmecken ganz ausgezeichnet gut und sollen uns morgen früh munden.“ Neugierig waren wir hinzugetreten, um die zappelnden Thiere aufzuheben und uns einen willkommenen Morgenimbiß zu sichern. Es waren ihrer etwa ein halbes Dutzend, jeder etwa von der Größe eines Häringes. Der dicke Kopf, die stumpfe Schnauze, vor allem aber die gewaltigen Brustflossen, welche meist die Länge des ganzen Fisches erreichen und Aehnlichkeit mit Flügeln haben, geben dem Flederfische ein eigenthümliches Aussehen. Später ergöhten wir uns noch häufiger an dem Schauspiel, daß plötzlich aus dem überbrechenden Gipfel einer Welle diese Bewohner der Tropengegenden schaarenweise hervortauchten und sich einige Fuß erhoben, um nach raschem Fluge mehrere hundert Schritt weiter in der blauen Fluth

wiederum zu verschwinden, aus der die Furcht vor ihren Verfolgern sie emporgetrieben hatte. Mit diesen letzteren machten wir durch Vermittelung unserer unfreiwilligen Besucher, die statt gastfreundliche Aufnahme zu finden, theils verzehrt wurden, theils als Köder dienen mußten, nähere Bekanntschaft. Die frischen Fische bieten eine willkommene Abwechslung bei der gewöhnlichen Schiffskost, die hauptsächlich aus Hülsenfrüchten und gesalzenem Fleisch besteht, welches letztere gar leicht, beim Mangel an frischer Nahrung, die lästige und nicht ungefährliche Scorbutkrankheit, eine Fäule des Zahnfleisches, hervorbringt. So ließ unser Kapitän es gern zu, daß wir in der reichlich zugemessenen freien Zeit uns dem Fischfang widmeten und dem farbigen Koche manches Gericht in die Küche lieferten. Die Flederfische gaben einen vortrefflichen Köder für die zahlreichen Doraden, ihre Verfolger, ab, deren Fleisch ebenso schmackhaft wie das der ersteren ist. Einen prächtigen Anblick gewähren die Doraden durch die mannigfaltige Farbenmischung ihrer Schuppen, die brennendhell ins blaue, grüne, gold- und silberfarbene spielen. Noch reizender wird das Schauspiel, wenn die Fische blitzschnell dicht an der Oberfläche dahinschießen und plötzlich sich einige Fuß hoch emporheben, um den fliegenden Fisch zu erhaschen. Die Dorade ist etwa sechs Fuß lang; der stumpfe und runde Kopf bildet den dicksten Theil des Körpers, welcher sich nach dem Schwanz hin immer mehr zuspitzt.

Fast ungenießbar dagegen fanden wir das Fleisch eines Haifisches, der eines Tages, Dank der Geschicklichkeit des alten Cornelis, unsere Beute wurde. Einen unheimlichen Anblick gewährt es, wenn diese Hyänen der Tiefe um das Schiff herumzuschweifen und auf die Abfälle lauern, welche der Koch über Bord wirft. Wählerisch sind sie dabei nicht; alles, was ihnen vor das Maul kommt, seien es Knochen, Lumpen, alte Bejen oder Tauen, finden ein Grab in ihrem unerfättlichen Rachen. Bei der völligen Klarheit und Durchsichtigkeit des Wassers kann man deutlich sehen, wie das schieferblaugefärbte Ungethüm, wenn es eine Beute wittert, auf sein Opfer zuschießt, sich auf den Rücken wirft, da das Maul sich nach unten öffnet, zuschnappt und den Raub, ohne ihn zu zerbeißen, verschlingt. Es war ein Thier von vielleicht zwölf Fuß Länge, welches seit mehreren Tagen uns begleitet hatte, bis mit des Kapitans Erlaubniß die Anstalten getroffen wurden, ihm den Garaus zu machen. Ein starker Haken wurde an einem Kupferdrahte befestigt, da der Fisch mit seinen drei Reihen scharfer Zähne jedes Tau mit Leichtigkeit zerbissen hätte. Dieser Draht hing an

einem starken Seile, das im Schiffe befestigt war. Etwa sechs Fuß vom Haken brachte Cornelis ein starkes Stück Holz an, welches den Haken mit einem Stück Speck in der Schwebe hielt. Mit großer Spannung beobachteten wir, wie der Fisch zuerst in großem Bogen den Köder umkreiste, dann, als ob er Unrath witterte, davonschoß, um nach einiger Zeit wie von einem unwiderstehlichen Zauber angezogen wieder zurückzukehren. Dreimal, viermal wiederholte sich das Spiel, und schon glaubten wir, der Hai verschmähe in gerechter Würdigung der Gefahr den duftenden Leckerbissen, — aber seine Freßbegier war größer als die Vorsicht. Wie von einem plötzlichen Entschluß getrieben, schwamm das Ungeheuer gerade auf den Köder zu, einen Augenblick sahen wir seine grünlich schimmernde Unterseite und das Stück Speck mit dem Haken war verschwunden. Jetzt begann für den Räuber der Tiefe ein verzweifelter Kampf. Langsam wurde das Seil nachgelassen, damit nicht durch einen plötzlichen Ruck die Beute wieder verloren ginge; dann wurde wieder angezogen, um von neuem nachzulassen, bis der mattgewordene Gefangene mit stärkeren um ihn geschlungenen Seilen an Bord gezogen werden konnte. Wüthend schlug das Thier mit dem Schwanz um sich und schauerlich sah es aus, wie es mit dem klaffenden Rachen, der wohl einen Fuß weit von der Spitze der Schnauze nach hinten entfernt war, nach den Bootshaken und anderen Waffen schnappte, mit denen wir so lange auf seinen Kopf loszuschlugen, bis es todt war. Der Schwanz wurde abgeschnitten, mit den Füßen weich getreten und gebraten, schmeckte aber so thranig, daß er wenige Liebhaber fand.

Diese Jagd auf den Haifisch bildete, wie man sich denken kann, den Mittelpunkt unserer Unterhaltung am Abend jenes Tages. Der glühende Sonnenball war in die stahlblauglänzende Fluth hinabgetaucht und die funkelnden Sterne erschienen am dunkeln Himmel wie auf einen Zaubererschlag: denn eine Dämmerung giebt es in jener Breite nicht. Wir saßen wieder auf einem Haufen von Segeltuch und Tauen, die der Ausbesserung harreten, und brauchten den alten Cornelis nicht lange zu bitten, bis er uns aus dem Schatze seiner reichen Erlebnisse einiges zum Besten gab. Sinnend vor sich hinschauend, begann er:

„Ein gefährlicher Kunde fürwahr und heimtückisch wie kein anderes Raubthier ist der Hai; davon habe ich mehr als ein Beispiel erlebt. Aber einmal habe ich doch gesehen, wie er im eigenen Elemente seinen Meister fand. Es war auf der

Rückreise von der Guineaküste nach Amsterdam. In dem mörderischen Klima waren uns zwei Kameraden gestorben, an deren Stelle wir einen Neger und einen anderen Matrosen — ich weiß nicht von welcher Abstammung — an Bord genommen hatten. Es war ein brauner Bursche mit stehenden Augen, finster und schweigend wie der Tod. Höchstens kam ein dumpfes Knurren über seine Lippen, wenn ihm etwas mißfiel. Jeder ging ihm aus dem Wege und ließ ihn in Ruhe; selbst der Kapitän sagte ihm nichts und hatte dies auch nicht nöthig, da der neue Ankömmling der geschickteste und verwegenste Matrose war, den ich je gesehen habe. Eines Tages nun entdeckte ich — wie heute — einen Hai von gewaltiger Länge, in unmittelbarer Nähe des Schiffes. Kaum hatte ich die Reuigkeit den Andern mitgetheilt, als der Braune, wie wir ihn nannten, da uns sein eigentlicher Name nicht bekannt war, einen gellenden Schrei ausstieß, im Schiffsraume verschwand und nach einigen Augenblicken mit einem gewaltigen Messer in der Hand zurückkehrte. Ehe wir von unserem Stauern über das eigenthümliche Gebahren zu uns gekommen waren, hatte der Wahnsinnige seine Kleider abgeworfen und sich mit einem zweiten lautgellenden Aufschrei in das Meer hingestürzt. Der Anblick, welcher sich uns darbot, als die Oberfläche des Wassers sich wieder geglättet hatte, war im höchsten Grade aufregend. Der Hai hatte sich wahrscheinlich in Folge des Geräusches eine Strecke entfernt, schoß aber bald mit Blitzesschnelle auf die Beute — welche ihm sicher verfallen schien — zu. Aber eben so schnell verschwand sein Gegner unter dem Wasser — wir sahen nur einen Augenblick das Messer blitzen — und der Waghals war verschwunden. Eine große Blutlache, welche sich plötzlich auf der Oberfläche des Wassers ausbreitete, verbarg uns, was dort unten vorging. Wir schauten athemlos hinab und glaubten den „Braunen“ schon im Rachen des Ungethüms, als plötzlich sein Kopf auftauchte und ein Siegesgeschrei zu uns heraufstunte, wie es vielleicht ein Indianer ausstößt, wenn er seinen Gegner skalpirt hat. Wir ließen schnell das Fallreep hinab, und wenige Minuten später stand der Sieger mit dem Messer in der Faust unter uns. Triumphirend blickte er um sich und wies dann auf das erlegte Wild. Den weißglänzenden Bauch nach oben, an welchem man die klaffende Todeswunde bemerkte, trieb das gewaltige Thier an der Oberfläche. Als wir Anstalten trafen es an Bord zu holen, wehrte der kühne Jäger mit einer solchen Heftigkeit unserem Vorhaben, daß wir ihm nachgeben mußten. Aus

den wenigen abgerissenen Worten in einem merkwürdigen, aus den Sprachen aller seefahrenden Nationen zusammengewickelten Kauderwäsch reimten wir uns dann die Geschichte zusammen, daß ihm eine nahestehende Person von einem Hai gefressen worden war und er einen blutigen Rachekrieg gegen diese Ungeheuer der blauen Tiefe unternommen hatte. Als wir in Amsterdam angekommen und ausgelöhnt waren, verschwand der seltsame Gast, und ich habe ihn nie wiedergesehen; vielleicht, daß er doch noch später einmal den Kürzeren in dem schrecklichen Kampfe gezogen hat.“ — So erzählte der alte Cornelis.

Das günstige Wetter schlug leider, als wir auf der Höhe der kapverdischen Inseln waren, um. Statt des Nordostpassates hatten wir fast unmerkbar schwankende Winde aus südwestlicher Richtung, und täglich starke Gewitter mit unendlichen Regengüssen. Die guten Tage schienen für immer vorbei zu sein. Fortwährend gab es an den Segeln zu ändern und zu verstellen, um gegen die widrigen Luftströmungen anzukämpfen und, wenn auch langsam, vorwärts zu kommen. Unser Schiff bewährte sich hierbei als ein vortrefflicher Segler, wie mir Cornelis erklärte, der schon manches gute Fahrzeug unter den Füßen gehabt. So näherten wir uns langsam dem Äquator.

Meine jungen Freunde haben gewiß schon von den Feierlichkeiten, unter denen die „Linie“ passirt wird, und von den Hänseleien gelesen, welche Neulinge dabei von den alten Theerjaken erleiden müssen. In früheren Zeiten, als das Kreuzen der Linie noch ein großes Ereigniß war, wurde dieses mit einem derben Possenspiel gefeiert. Tage lang vorher wurden mit möglichster Heimlichkeit die Vorbereitungen zu dem Schauspiele getroffen. Im geeigneten Augenblicke ertönte plötzlich wie aus dem Meere herauf eine raue Stimme: „Schiff ohoi“ und einer der Matrosen antwortete „Hallo!“ Die Neulinge eilen herbei, in der Meinung, man spreche mit einem begegnenden Schiffe. Die Stimme aus der Tiefe fährt inzwischen fort:

„Was für ein Schiff, woher und wohin?“ Nachdem hierauf die geheißte Antwort ertheilt ist, ertönt die Frage, ob Neulinge an Bord seien, die noch nicht die Linie passirt und die Taufe empfangen hätten? Auf erfolgte Bejahung erscheint in abenteuerlichem Aufzuge der Meerergott Neptun mit seinem Gefolge. Eine triefende Perrücke von Manilahaus oder See gras quillt unter einer Krone von gelbem Segeltuch hervor, und um die Schultern hängt eine getheerte Decke, die den Hermelinmantel vorstellen soll. Die Hauptpersonen sind außer dem Meerergotte

sein erster Minister und ein Barbier, von denen der erstere ein großes Buch, der letztere ein hölzernes Messer und einen mit Seifenwasser und Ruß gefüllten Eimer trägt. Die übrigen Personen des Hofstaates haben sich mit alten Kesseln, Töpfen und anderen Gegenständen, mit deren Hülfe sie einen ohrenzerreißenden Lärm zu Stande brachten, versehen. Nach einem feierlichen Umzuge wurde Halt gemacht, dann wurden die Tauslinge einzeln nach Namen, Stand und Herkunft befragt und mußten einen Tribut entrichten, der in das große Buch eingetragen wurde. Hierauf stellt Neptun die Berechnung der Sonnenhöhe an und findet, daß man gerade auf der Linie sei. Der Tausling muß nun, um sich hiervon zu überzeugen, auf einem Brettle Platz nehmen, das über ein mit Wasser gefülltes Faß gelegt ist, und durch ein vorgehaltenes Fernrohr schauen. Er sieht wirklich einen scharfen Strich, ein Haar, welches man vor eines der Gläser gezogen hat. Hierauf seilt der Barbier den Unglücklichen mit dem schmutzigen Seifenwasser ein, und ehe er sich erheben kann, wird das Brett fortgezogen. Dem nassen Element von unten ver-

bünden sich zahlreiche Kübel Wassers von oben. Hierauf wird ein zweiter Umzug gehalten, und die ganze Gesellschaft verschwindet wieder durch das Fallreep.

So war es früher, und auf manchen Fahrzeugen mag die alte Sitte wohl noch hin und wieder geübt werden. Unser Kapitän aber, der den Rohheiten, welche jene Komödie nothwendiger Weise im Gefolge hat, nicht hold war, verbat sich jegliche Tauffeierlichkeit, und so kam ich denn mit unschuldigen Hänseleien davon. Der zweite Steuermann konnte sich den Spaß mit dem Fernrohr nicht versagen, und ich war schalkhaft genug meine Verwunderung über die deutlich erscheinende Linie auszudrücken. —

Der schlimme Aequatorialstrich der Windstillen und ewigen Platzregen war glücklich überwunden, und die Region des Südostpassates erreicht. Die

dunkeln Regenwolken verzogen sich, das tiefe Blau des Himmels schaute wieder freundlich auf uns herab, die Segel, welche tagelang schlaff herabgehungen und nur dann und wann ein schwaches Lüftchen aufgefangen hatten, bläheten sich in frischer Brise und behende zog die Schwalbe durch die gekräuselten Wogen.

Unaufhaltsam ging die Reise gen Süden durch die infellose Einöde des Oceans weiter dem Cap der guten Hoffnung zu, bis die schroffen Felswände von St. Helena aus den blauen Wogen emporstiegen. Der Anblick dieser öden Steinmasse, auf welcher Napoleon die letzten Jahre seines Lebens vertrauern mußte, versetzte mich in eine eigenthümliche Erregung.

Welcher Gegensatz in so kurzer Spanne Zeit! Heute noch der Gebieter Europas, umgeben von allem Glanz des mächtigen Imperators und wenige Jahre später ein Gefangener auf ödem Felseneiland. So vergeht der Ruhm und Glanz der Welt!

Einige Tage nachdem wir an St. Helena vorbeigejagelt waren, erkrankte unser Kapitän und übergab dem ersten Steuermann die Leitung des Schiffes, da er seine Kajüte nicht mehr ver-

lassen konnte. Die Krankheit, welche mich mit großer Besorgniß erfüllte, da der Kapitän mir während der ganzen Fahrt sein Wohlwollen gezeigt hatte, nahm einen so bedenklichen Verlauf, daß der Beschluß gefaßt wurde, an der Capstadt vor Anker zu gehen. In einem Hospitale der Stadt, bei guter ärztlicher Pflege, hoffte der Kranke baldige Genesung zu finden.

Die Erscheinung von Seevögeln, — die, wie mir Cornelis erzählte, sich nicht weit vom Lande entfernen, verkündeten uns bald die Nähe des letzteren. Das Cap der guten Hoffnung, wo es nach einem Seemannsworte 366-mal im Jahre stürmt, kam in Sicht, bald darauf zeigte sich der Tafelberg. Nach kurzer Fahrt an der steilen felsigen Küste entlang legten wir auf der Rhede der Capstadt an, welche erst hervortritt, wenn man fast den Ankerplatz erreicht hat.



Kapitän van der Meteren wurde an's Land gebracht und fand in einem Krankenhause Aufnahme, nicht ohne vorher angeordnet zu haben, daß der Mannschaft die Erlaubniß gegeben würde, einen Tag am Lande zuzubringen. Eine Entscheidung darüber, ob das Schiff auf seine Genesung warten oder unter dem Befehle des ersten Steuermannes die Reise fortsetzen sollte, machte er von dem Urtheile des Arztes über seinen Zustand abhängig. —

Schon mancherlei hatte ich von dem Tafelberge gelesen, der hinter der Stadt sich erhebt und dessen geneigte Fläche im Sonnenglanze in der That einer gedeckten Tafel gleicht. Von dem lebhaftesten Wunsche befeelt, denselben zu besteigen, wandte ich mich an verschiedene Kameraden mit der Bitte, mich am nächsten Tage zu begleiten, erhielt aber von allen eine ablehnende Antwort; sie zogen es vor, statt in der Sonnenhitze sich abzuquälen, in den Brantweinschenken der Kapstadt die paar Gulden durchzubringen, welche der Kapitän als Abschlag auf die Löhnung uns hatte auszahlen lassen. Mißmuthig schloß ich mich mehreren Matrosen unseres Schiffes an, um den Rest des Tages zur Besichtigung der Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten zu benutzen. Die Häuser der Capstadt sind zum großen Theile einstöckig; als hervorragende Gebäude fielen mir nur eine Kirche und der Palast des Gouverneurs in's Auge. Ich hatte jedoch nicht viel Zeit mich umzusehen, denn wider meinen Willen wurde ich in eines jener Lokale gezogen, deren Hauptausstattung in einem Schenkstische besteht, an welchem die Seeleute das berauschende Getränk stehend zu sich nehmen. Singend, — wenn das rohe Geschrei ein Gesang genannt werden kann —

ziehen sie von einem Haus zum andern, bis endlich Beine und Kehle den Dienst versagen. Widerwillig und gezwungen folgte ich ihnen auch nach der zweiten Station. Mein Mißmuth sollte sich aber bald in Freude verwandeln: kaum hatte ich dort einige deutsche Worte mit meinem Landsmanne Karl gewechselt, als ein junger Mann, der mit dem Ladenbesitzer um mehrere auf dem Schenkstische liegende bunte Muscheln und Korallen handelte, auf uns trat und uns auf deutsch anredete.

Es dauerte nicht lange, so waren wir in ein Gespräch verwickelt, aus welchem er wohl entnehmen konnte, daß ich etwas mehr gelernt hatte, als man bei einem Schiffsjungen voraussetzen geneigt ist. Als ich gar mein Bedauern darüber äußerte, daß es mir nicht vergönnt sei, die am Cap in so unsagbar reicher Abwechslung vorkommenden Ericaarten*) aus eigener Anschauung kennen zu lernen, da machte mein neuer Bekannter ein verwundertes Gesicht und sprach den Wunsch aus, das begonnene Gespräch in seinem Gasthose fortzusetzen. Er stellte



sich mir als Dr. Friedberg aus Livland vor, der mehrere Jahre in Berlin Naturwissenschaften studirt habe und jetzt auf einer wissenschaftlichen Reise begriffen sei.

Meine Kameraden von der Schwalbe hatten inzwischen das Schenkzimmer verlassen, ohne auf mich Rücksicht zu nehmen. Sie mochten denken, daß ich ihnen folgen würde, hatten sich in dieser Voraussetzung aber getäuscht. Dr. Friedberg brachte seinen Handel um die Muscheln in Ordnung und kurze Zeit darauf saßen wir in dem Zimmer eines

*) Mit unserm Haidkraut verwandte Pflanzen.

anständigen Gasthofes bei einer vortrefflichen Flasche dunkelrothen Constantiaweines. Ich mußte meinem neuen Bekannten erzählen, welche Beweggründe mich in die Seemannslaufbahn getrieben hatten, und mit vielem Antheil hörte er mir zu. Seinen Vorschlag, am nächsten Tage ihn bei einem Ausfluge auf den Tafelberg zu begleiten, nahm ich, wie man sich wohl denken kann, mit Freude an, da er meinen Wünschen in so unerwarteter Weise entgegen kam. In der ersten Aufregung hatte ich an die Schwierigkeit nicht gedacht, zur festgesetzten Stunde — der Ausbruch sollte früh um drei Uhr stattfinden, — an Ort und Stelle zu sein. Etwas kleinmüthig und in meiner Freude herabgestimmt, theilte ich meine Bedenken Herrn Friedberg mit. Seinen Vorschlag, die Nacht an Land zu bleiben, wagte ich nicht ohne Weiteres anzunehmen, obschon ich überzeugt war, daß mehr als einer von der Mannschaft es vergessen würde, vor Nacht an Bord zu kommen. Da mir unser

erster Steuermann von Anfang unserer Reise an nicht recht gewogen war, mochte ich denselben auch nicht um Urlaub bitten. Nachdem wir eine Zeit lang hin und her überlegt hatten, sagte der Doctor lächelnd:

„Soll ich nicht mal mein Heil bei Ihrem Brummbar versuchen? Meiner Höflichkeit und einer guten Flasche von diesem Gewächse gegenüber, wird er doch nicht unerbittlich sein!“

Dieser Plan hatte meine volle Zustimmung. Um acht Uhr war unser Urlaub für den Tag abgelaufen und zu derselben Zeit wollte der Steuermann an Land kommen. Wir richteten es so ein, daß wir ihn unterwegs trafen, die Bekanntschaft war bald gemacht, und nach einigen Sträuben hatte er mir die gewünschte Erlaubniß gegeben. — Voll Freude auf den kommenden Tag, der mir so viel des Neuen und Interessanten bringen sollte, schloß ich bald ein.

(Fortsetzung folgt.)

Der König von Utgard.

Ein Märchen aus germanischer Mythenzeit.

Erzählt von

Werner Sahn.

Original-Zeichnung von Julius Nauc.



Was sprachen da Thorr und Loki, die Götter, zusammen? Thorr eiferte mit Händen und Gehehrden, als wenn ein großer Horn durch seine Seele ginge. Loki stand ruhiger vor ihm. Es schien, als ob er lächeln wollte.

So sprach Thorr: „Höre, Loki, was man mir eben erzählte! Jenseit des tiefen Meeres, das die Erde umschließt, nach Osten zu, sagt man, liege ein Land, Utgard mit Namen. Drin herrsche ein König, der größer und stärker sei als alle die Götter, ja größer und stärker selbst als ich. Glaubst du das?“

Und ohne Loki zum Worte kommen zu lassen, sprach er weiter: „Der König von Utgard allein schon, sagt man, sei groß und stark. Ebenso aber seien Alle an seinem Hof höher an Wuchse als Riesen und gewaltiger als Felsen an Kraft. Kämen die Götter zum Kampfe mit ihnen, so blieben die Leute von Utgard doch Sieger, und auch ich, der stärkste der Götter, müßte ihrer Uebermacht weichen. So rede doch, Loki, und sage, ob du es glaubst!“

Und wiederum, ohne Loki zum Worte Zeit zu geben, fuhr Thorr fort: „Das Gefährlichste sei, daß

man ihrer Macht nicht beikommen könne. Denn Blendwerk allerlei Art vollbrächten sie. Sie umgarnen die Sinne, daß man nicht erkenne, was man sehe, daß sich verwandle, was man in Händen halte, daß der Boden, auf dem man stehe, unter den Füßen wankte und weiche. Nun rede doch endlich und sage, was du von diesen Märchen denkst und ob du dich fürchtest. Ich glaube sie nicht. Ich traue mir mehr zu und achte uns Götter höher.“

„Wohlan!“ rief der schlaue Loki, als Thorr zu reden aufhörte, „wir Götter sind immer zur Fahrt gerüstet. So eilen wir denn, das Land im Osten jenseit des Meeres aufzusuchen — das wunderbare Land, von dem nicht Götter noch Menschen je Kunde empfangen haben. Vielleicht — ich denke doch! — gewiß gelingt es uns den Mund der Spötter zu schließen, die solche Dinge, den Göttern zum Hohne, erzählen.“

Herbei, ihr Böcke mit dem Wagen! Schon als Thorr diesen Gedanken nur hegte, waren die Langhärte von der Wiese aufgesprungen. Nun standen sie da und die Götter stiegen zum Sitze. —

Nachtruhe im Bauernhause.

Wenn Thorr sonst seine Böcke rennen ließ, wie rasch war immer die Fahrt vollendet! Wie der Donner in den Wolken jagt, so ging es dahin. Es giebt kein schnelleres Gefährt als das Böckegespann vor Thorr's Wagen. Und wenn es die weitesten Fahrten waren, die Thorr unternahm, und wenn es vom Himmel zur Erde ging, nie hatte Thorr mehr Zeit gebraucht, als zu zwei- oder dreimal Blinzeln mit den Augen erforderlich ist.

„Wir kommen zu Gaste in euer Haus,“ sprach Thorr. „Nun öffnet die Kammern und Keller und speiset die Götter!“

Aber die Bauersleute sahen einander an und blickten dann schüchtern zu den Göttern. Sie zuckten mit den Achseln und wußten vor Verlegenheit kein Wort zu sprechen.

„Ich merke, wie es steht,“ rief Thorr gutmüthig; „so lade ich euch denn zu Gaste; schnell wird das Mahl bereitet sein.“



Auch diesmal thaten die Böcke ihre Schuldigkeit. Und doch — daraus läßt sich die Weite des Weges ermessen — floß der ganze Tag vorüber, bis sie nach Osten an den Rand des äußersten Landes, an das Ufer des tiefen Meeres kamen, über das noch niemals einer der Götter oder Menschen gefahren war.

Dunkel war es und Zeit zur Nachtruhe. Da beschloßen die Götter, bei dem Bauer einzukehren, dessen Haus in der Nähe stand.

Deutsche Jugend. XIV.

Und Thorr nahm die Böcke, schlachtete sie, zog die Felle ab und legte das Fleisch sammt den Knochen in einen Kessel. Schnell brieten über knisterndem Feuer die Böcke in ihrem edlen Saft und Fett.

„So kommt denn,“ sprach Thorr, „setzt euch mit uns und laßt's euch behagen! Die Knochen aber legt auf die Felle zurück, die hier zur Seite ausgebreitet sind.“

Und der Bauer, die Bäuerin, ihr Sohn und ihre Tochter — Thialfi hieß jener, Röstwa hieß

diese, — Alle setzten sich mit den Göttern zu Tische und aßen. Nie hatte ihnen ein Mahl so gemundet. Aber Thialfi gelüftete es, das Mark der Knochen zu kosten. Er schlug ohne daß es Thorr bemerkte, mit dem Messer auf das Schenkelbein, so daß es zerprang. Und als er das Mark gegessen hatte, legte er die Stücke des Knochens auf die Felle.

Gesättigt waren Alle, Götter und Menschen. Als sie darauf die Nacht hindurch geschlafen hatten, beim ersten Strahl der Sonne erhoben sich zuerst die Götter, dann auch die Menschen. Und Thorr nahm seinen Hammer aus der Falte des Mantels, schwang ihn über den Knochen und Fellen der Böcke. Sogleich wuchs das Fleisch um die Knochen, diese belebten sich und rückten zusammen, schoben sich unter- und übereinander, und die Felle schlossen sich um das Fleisch, und munter umher schauend standen die Böcke wieder da, gingen auch alsbald zur Deichsel des Wagens.

Weh! wie fuhr da Thorr plötzlich zusammen, und Grimm schoß aus seinen Augen. „Wer hat das gethan?“ rief er, „wer war der Berwegne? Seht, wie er hint! Wer hat ihm das Schenkelbein zerschlagen?“

Thorr sah in seinem Grimme furchtbar aus. Die Brauen der Augen drückten sich so fest herab, daß es wie Blitze darunter hervorprülte; die Hand schloß sich um den Stiel des Hammers so fest, daß es rings um die Knöchel weiß wie Schnee wurde. Angst und Schrecken ergriff die Leute. Sie fürchteten, daß er Alle erschlagen möchte. Schreiend und schluchzend sanken sie zur Erde. „Nimm, was unser, zur Buße!“ riefen sie und reckten die Hände zu ihm empor.

Da erbarmte sich Thorr ihres Jammers. „Der Bursch und die Dirne, Thialfi und Röskva,“ sprach er, „seien mir Buße! Als Dienstgefolge führ' ich sie mit.“

Da erheiterten sich wieder die Blicke. Ja, geehrt fühlten sich Vater und Mutter, daß ihre Kinder zur Gemeinschaft der Götter erhoben wurden. Thorr aber ließ den Wagen sammt den Böcken zurück, stieg mit Loki, mit Thialfi und Röskva in den Rahn und ruderte ostwärts über die Wogen des tiefen Meeres.

Das Abenteuer im Walde.

Was für gewaltige Ruderschläge waren das, mit denen die Götter dahin fuhren! Mit jedem Stoße, der erklang, schoß das Schiff so weit, wie eines starken Hundes Bellen in stiller Nacht gehört wird. Und doch fuhren die Götter den Tag lang,

sie fuhren die Nacht hindurch: und immer war rings um sie nichts als die stille See. Sie fuhren den zweiten, den dritten Tag. Schon war das Schiff über die Tiefe hinweg, in der der Länderumspannende Leib der Midgardschlange sich streckt. Schon meinten die Götter, als wieder ein Morgen sein Licht zwischen Himmel und Meer ausbreitete, sie seien geäßt und es gäbe kein Land jenseit des Meeres. Da aber erschaute zuerst Thialfi, dann auch die Andern, aufsteigende Ufer, weitgestreckte Landrücken mit Bergen und Wäldern. Und nicht lange wahrte es nun, daß sie aus dem Schiffe stiegen und den Boden dieses fremden Landes betraten.

Hart am Ufer begannen die Waldungen. Himmelhohe, strahlgerade Bäume schossen auf, schlangen ihre blätterreichen Nester freundschaftlich ineinander und deckten den weichen, grasigen Grund mit ihrem lieblichen Schatten. Es war eine Lust für Götter und Menschen, in dem Walde zu gehen.

Thorr ging unausgesetzt in der Richtung nach Osten voran. So gingen sie die Stunden des Morgens, die Hälfte des Tages, ohne nur ein lebendes Wesen zu gewahren. Allmählig wünschte Thorr doch, über das Ziel seiner Wanderung Kunde zu empfangen. Obwohl sie unter den Bäumen, wie unter blühenden Kindern einer kräftigen Natur, einhergingen, fühlten sie sich wie in einer Wüste. Keine Spur eines andern Wesens, kein Weg, kein Haus, keine Unterbrechung des Walddunkels durch hellere Matten und Tristen, kein Ton von nah oder fern, weder von Menschen noch von Thieren. Nichts als das leise Rauschen der Luft in den Wipfeln und darunter der eintönige Hall der eigenen Tritte.

Allmählig wurden Götter und Menschen mißmuthig, und besonders Thorr, dessen Eifer bei der Fahrt am meisten erregt war, wünschte, er hätte dem Gerede von den wunderkräftigen Leuten Utgard's nicht sein Ohr geliehen. „Wie auch die Bewohner in dieser Dede beschaffen sind,“ dachte er bei sich, „es würde meiner Macht niemals Abbruch gethan haben. Sie wohnen von unsern Reichen so sehr weit entfernt, daß im natürlichen Lauf der Dinge niemals ein Kampf und eine Prüfung der Stärke zu befürchten gewesen wäre.“

Solche Gedanken waren es, die Thorr beschlichen, als die Dämmerung hereinbrach und Alle, hungrig und müde, einen Ort zur Raft zu wählen begannen. „Zu wählen?“ Nein, hier war nichts zu wählen. Denn ein Baum wuchs wie der andre, und überall war das Erdreich mit gleichem Grase bewachsen. Ein andres Schicksal als auf nackter

Erde und in freier Luft die Nacht zuzubringen, schien ihnen nicht bevorzuzustehen.

Sieh! da ward es doch plötzlich anders. In der Entfernung von wenig Schritten erhob sich vor ihnen ein Haus. Zwar ein sonderbares Haus! Denn ohne gastlichen Heerd und wirthliche Einrichtung war es innen. Nur die leeren Wände standen da. Und nach vorne war es ganz offen. Keine Thüre zum Verschuß, kein Niegel zum Schutz. Die Thoröffnung war so breit und hoch, wie der Bau sich dehnte. Es war ein verlassnes und, wie es schien, dem Verfall preisgegebenes Haus.

Wie schlecht es aber auch war, so zogen die Götter doch vor, sich unter dem Dache niederzustrecken als frei unter den Bäumen zu liegen. Und nicht lange, nachdem sie durch wenige Bissen von ihrem Vorrath den Hunger gestillt hatten, lagen sie alle, ausgestreckt auf dem Boden des Hauses, in erquickendem Schlummer.

Sie schliefen zwei oder drei Stunden. Da, vielleicht um Mitternacht, schrafen sie alle auf. Ein Getöse, wie Sturmwind in der Luft, ein Beben und Stoßen des Bodens, ein Aechzen und Brechen der Baumäste weckte sie aus dem Schlummer.

„Ist es ein Erdbeben?“ sprach einer zum andern, „oder sind es Geister, die hier zur Nachtzeit haufen?“

Die Dunkelheit war zu groß, als daß sie etwas sehen konnten. Obwohl sie sich nicht fürchteten, so schien es doch nicht gerathen, aus dem Hause hinauszutreten. Denn wenn gleich die Wände des Gebäudes merklich wankten, so glaubten sie doch vor den fallenden Baumästen unter dem Dache mehr geschützt zu sein.

Sie hofften, das Beben und Toben werde vorübergehen. Als aber eine Stunde über die andere wich und in gleichbleibenden Stößen und entsetzlichem Lärm die Empörung aller Dinge anhielt, fragten sie, wie das enden und was daraus werden möge. Allmählig wurde ihnen so angst zu Muth, daß sie sich nahe aneinander hielten und die Wände entlang tappten, ob vielleicht ein sicherer Hinterhalt in einiger Entfernung von dem offenen Eingang sich finde. Wirklich! da war, wie zu einer Kammer, seitwärts eine schmale, niedrige Oeffnung. Dahinein krochen alle vier. Thorr setzte sich voran, den Hammer in der Hand, damit er seine Macht üben könnte, sobald ein Kobold sich sehen ließe, der an dem Nachtschrecken schuld sei.

Aber es kam nichts. Die Dunkelheit währte eine Stunde nach der andern; das Beben, Säusen und Rattern hielt unverändert an, ohne sonst eine

Wirkung zu üben. Nur daß sie nicht schlafen konnten, war Allen ein Aergerniß.

„Mein Wunsch ist,“ dachte Thorr, „die Unholde dieses Landes weilten so lange, bis die Dämmerung anbricht. Denn, wenn ich sie erst sehen kann, soll mein Hammer sie sicher erreichen.“

Es geschah, wie Thorr wünschte. Noch bebte und lärnte es ebenso, als die Dämmerung den Raum des Waldes zu lichten begann. Da erhob sich Thorr, trat aus dem Hause und sah nicht weit von sich einen Mann, der schlief. Ein Riese war es, wie Thorr ihn noch nie gesehen hatte, weit größer als die stärksten Thursen jenseit des Meeres. Der lag da und schnaufte und schnarchte im Schlaf.

„Dies ist der Kobold!“ rief Thorr, „sein Schnaufen und Schnarchen macht Erde und Luft erbeben!“ Schnell ging er auf ihn zu und schwang den Hammer zum Schlag.

Zu gleicher Zeit aber war der Riese erwacht, und als sein Leib sich von der Lagerstätte erhob und den ungeschlachten Wuchs vor den Augen des Gottes ausdehnte, kam es einen Augenblick wie Schreck über Thorr. Er hätte etwas so Großes nicht für möglich gehalten. Nun ließ er den Hammer sinken und stellte sich, als ob er nichts Böses im Sinne gehabt hätte. Er verbarg sein Erschrecken, trat langsam näher zum Riesen und fragte ihn mit möglichster Freundlichkeit nach seinem Namen.

„Ich habe keinen Grund, dir meinen Namen zu hehlen,“ sprach der Riese, „ich heiße Prahlhaupt. Dich aber brauche ich nach dem deinen nicht zu fragen, denn ich kenne dich. Thorr bist du, der eifrige Kämpfer unter den Göttern Asgard's.“

Und während er so sprach, hatte er, wie lachend, nach rechts und links hinabgeschaut. „Ich suche meinen Handschuh,“ sprach er, „wo hast du ihn hingeschleppt?“

Da, als gerade Loki und die Gefolgsleute aus dem vermeintlichen Hause hervortraten, fiel des Riesen Blick auf die Stelle. „Da ist er ja!“ rief er, bückte sich und hob den Handschuh auf.

Thorr erkannte nun, daß er mit seinen drei Begleitern im Daumen des Handschuhs Schutz vor dem Schnaufen und Schnarchen des Riesen gesucht hatte.

Prahlhaupt blickte freundlich drein und verbarg vor Thorr, daß er die Beschämung merkte, unter der dieser litt. „Komm,“ sprach er, „und wenn dies deine Gefährten sind, so wollen wir alle uns zusammensetzen und das Frühstück nehmen.“

Bald war es beendet und Prahlhaupt fragte die Götter, welchen Weg sie zu nehmen gedächten.

„Ich werde euch geleiten,“ sprach er darauf, als er Thorr's Absicht erfahren hatte, „mein Weg ist eine Strecke lang derselbe. Gebt her euer Bündel mit dem Reife-Znbiß, denn noch weit ist der Weg. Ich trage es ohne Beschwerde und ihr mögt schneller und rüstiger ausschreiten.“

Zusammen gingen der Riese, die Götter und die Menschen. Sie gingen im Waldesschatten zwischen den strahlgeraden Stämmen und unter den krausen, verschlungenen Wipfeln. Sie gingen den ganzen Tag lang.

„Es ist nun Nacht und Zeit zum Ausruhen,“ sprach Prahlhaupt. „Mich wenigstens verlangt nach Schlaf. Wollt ihr zuvor das Nachtmahl nehmen, so thut danach! Hier ist euer Bündel.“ Kaum daß er die Worte gesprochen hatte, so streckte er sich nieder, schloß die Augen und schlief.

Thorr aber setzte sich mit seinen Gefährten ein wenig seitwärts um zu essen. Thialfi, der das Bündel genommen hatte um es zu öffnen, knipste und knipperte an den Bändern herum. Aber es gelang ihm nicht. Der Knoten war zu fest verschlungen. Da wurden Thorr und die Andern ungeduldig. Einer nach dem Andern nahm das Bündel und versuchte seine Geschicklichkeit. Aber vergeblich. Und Thorr wurde abermals von Zorn ergriffen, und weil er den Gedanken hegte, daß Prahlhaupt daran schuld sei, sprang er auf, den Hammer in der Hand, ging zu der Stelle, wo der Riese schlief, und schlug ihm das Eisen grade auf das Haupt.

Er konnte nicht anders meinen, als daß der Riese todt sei. Aber welcher Schrecken ergriff ihn, da er diesen, als erwachte er aus dem Schlafe, die Augen öffnen sah!

„Es fiel wohl ein Blatt vom Baume und traf mein Haupt,“ so sprach er, wie zu sich selbst. Und als er dann Thorr an seiner Seite sah, redete er diesen fragend an: „Ihr habt wohl gegessen und legt euch auch zur Ruhe nieder?“

Da ergriff sie alle ein Wundern und Staunen, ein Aengsten und Schämen. Sie gingen ganz leise und legten sich zum Schlafe nieder.

Kaum aber war es Mitternacht geworden, da ertoste und erbehte es wieder, wie in der vorigen Nacht, so daß an Schlafen nicht zu denken war. Da Thorr nun nicht im Zweifel war, woher das Ungeßtüm stammte, erhob er sich leise, schlich zu der Stelle, wo der Riese schlief, und hieb mit Bedacht und Wucht so auf den Wirbel seines Hauptes, daß der Hammer bis zum Schaft in den Schädel drang. Wie hatte Thorr solche Freude empfunden, daß ein Hammerschlag ihm gelungen sei, wie diesmal.

Nur einen Augenblick währte die Freude. Denn wieder, wie vordem, erwachte der Riese, schlug die Augen auf und sprach, als beschwichtigte er sich: „Es war wohl eine Eichel, die vom Baume herabfiel!“ Darauf aber, als er Thorr an seiner Seite sah, fragte er diesen: „Aber du, was ist denn mit dir?“

Was sollte Thorr denken? wie konnte er sich rathen und helfen? Daß seine Macht ihn ganz verlassen hatte, machte ihn wie irre an sich selbst. In seiner Angst und Noth griff er abermals zu einer Unwahrheit. „Soeben erwachte ich vom Schlafe. Aber es ist wohl noch zu früh zum Aufstehen und ich will mich wieder legen.“

So beschämt hatte Thorr sich nie gefühlt. Der Mächtige, der überall Gefürchtete, der sonst nur des Handerhebens bedurfte, um seinen Willen durchzusetzen, hier mußte er zu Ausflüchten, zu Verstellungen, zu Unwahrheiten greifen, um nicht ganz zu vergehen. War er nicht mehr derselbe? und der Hammer — war seine Kraft und sein Grimm erloschen?“

Unmuthvoll ging er zur Seite und streckte sich nieder, obwohl er nicht hoffen konnte, daß der Schlaf ihm über die Qualen der Scham und Reue hinweghelfen würde. Er war zu sehr voll Aufregung. Auch mußte er in jedem Augenblick darauf gefaßt sein, daß der Riese wieder schnarchen werde.

„Ja, wenn er jetzt nur schnarchen wollte!“ so ermaunte sich Thorr nach einiger Zeit, „denn es ist ja nicht denkbar, daß ich mit meiner Himmelswaffe nichts über ihn vermöchte. Große Rotten von Riesen weichen vor dem Hammer; die weitgedehnten Grenzen Asgard's sind durch ihn von allen Feinden frei; in der Luft, über Meer und Land ist er, der Schädel-zertrümmerer, der Rücken-zermalmer, der Seelen-austilger, gleich furchtbar. Hier aber wäre Einer — und wer? „Prahlahaupt“ sein Name! — Einer, der schlafend seinem Zauber trotzte?“

Thorr wünschte sehnlich, daß die Nacht nicht vorüberginge, ohne daß der Riese noch einmal in Schlaf versänke. Er dachte alsdann auf das Haupt noch einmal einen Hammerschlag zu versuchen und sich kräftiger und mächtiger dabei zu zeigen. Aber mehrere Stunden der Nacht gingen ohne Schnarchen hin.

Schon hob das Frühroth sich leise über den Himmelsrand, da horch! Zwar ein Schnarchen war es nicht. Aber der Athem des Schlafenden wurde länger, voller und tiefer. Er sog ihn ein, dann sandte er ihn aus. Gemessen und ausgewogen war das Eine wie das Andre. Erst hob sich der Rie-

senhauch leise und schwebte; dann hielt er sich lange in weitem Schwunge. Wie zögernd endlich ließ er nach, rückkehrend zur Ruhe des Ausgangs.

Wie wenn zwischen zwei Seen an einem Brunnen der Eimer auf und ab geht, der Eimer so groß, daß er die Wogen des Sees rechter Hand alle aufnimmt; rauschend fährt er dann langsam zur Höhe, und eben so langsam gießt er sie in die andre Tiefe hinab; dann schöpft er aus dieser hinwieder, fährt abermals auf und gießt sie in jene zurück: so hob sich die Brust des Riesen mit rauschendem Giesfen des Luftstroms, hob und senkte sich, senkte und hob sich.

„Ha,“ rief Thorr, „das ist fürwahr der Athem eines tief schlafenden!“ stand leise auf und schlich sich näher. Der Riese lag gemächlich auf der Seite, nach oben eine der Schultern, der Wangen und Schläfe. Außer dem Schwellen und Sinken der Brust und des Bauchs rührte sich nichts an ihm. Thorr hatte nicht die geringste Befürchtung, daß er erwachen möchte. Mit allem Bedacht und ganzer Anstrengung warf er den Hammer grad auf die Schläfe. Der Hammer ging so tief hinein, daß er einen Augenblick ganz verschwunden war, bevor er in Thorr's Hand zurückflog. „Gewiß, jetzt ist es zu Ende!“ sprach er.

Aber für Prahlhaupt war auch dieser Schlag nichts Besondres. Er hob erwachend die Augenlider, strich mit der Hand über die Wange und sprach: „Es sitzt in dem Baume wohl ein Vogel. Mir war es, als träfe ein Abfall meine Wange.“ Und als er Thorr an seiner Seite sah, redete er diesen freundlich an: „Auch du bist schon wach?“

Nun wohl! so sei es genug mit Schlafen und Ruhen, wir sind zur Weiterreise gestärkt.“

Sie gingen wieder, wie Tags vorher, zusammen. Nur einige Stunden; lange vor Mittagszeit war es, daß sie den Rand des Waldes erreichten.

Hier blieb Prahlhaupt stehen. Er theilte den Göttern mit, daß sie scheiden würden: „Euer Weg zur Burg des Königs führt grade aus, der meine nordwärts, den Felshöhen zu, die sich dort hinziehen. Bevor wir aber scheiden, will ich, euch zur Beherzigung, ein Wort reden. Ich hörte zur Nachtzeit euer leises Gespräch. Ihr sprachtet von mir und meintet, ich sei an Wuchse und Kraft grimmig und groß. Ihr wollt nun aber nach Utgard ziehn! In Utgard giebt es noch größere und grimmere Männer als ich bin. Ueberhebt euch nicht am Hofe zu Utgard! man duldet von Niemand dort Stolz im Benehmen. Vielleicht wäre um euretwillen besser, ihr ständet von der Reise ab und kehrtet nach Asgard zurück. Jedoch, verfaret nach eurem Gefallen. Bei ruhigen Schritten erreicht ihr die Burg in wenigen Stunden.“

Damit gab er der Götter Bündel an Thialfi und warf das seine auf den Rücken; mit einem schnellen Grusse kehrte er sich ab und verschwand auf dem Wege nordwärts.

Wäre jeder der Götter und Menschen allein gewesen, so wäre des Riesen Rath sicher befolgt worden. Da sie aber zusammen waren, stärkte Einer den Muth des Andern, und namentlich Thorr sprach: „Ich will dies Land bis aufs letzte erkunden!“

(Schluß folgt.)

Räthsel von Otto Sutermeister.

1.

R liegt im Wege starr und schwer,
B schlüpft behend darüber her;
R fällt vom Himmel und vergeht,
L lacht, wenn sie das Räthsel räth.

2.

Es ist ein halsgefährlich Ding —
Ein I noch dran,
Dann ist's ein Knabe oder Mann,
Der sich schon oft in jenem fang.

3.

Symbol des Heims! Ein er dazu, dann steht
Vor unsrer Seele plötzlich ein Poet,
Der es verstand, uns dichtend zu geleiten
In fernste Zonen wie in fernste Zeiten.

4.

Der Redner thut's der Menge,
Die Köchin ihrem Brei,
Der Tambour thut's der Trommel
Und macht viel Lärm dabei.

Auflösung der Räthsel Seite 188.

Räthsel von Otto Sutermeister.

- | | | | |
|-------------|----------------|------------------|---------------|
| 1. Eingehn. | 2. Baden. | 3. Mamma, Memme. | 4. Die Eider. |
| | 5. Saat, Taas. | 6. Futter. | |

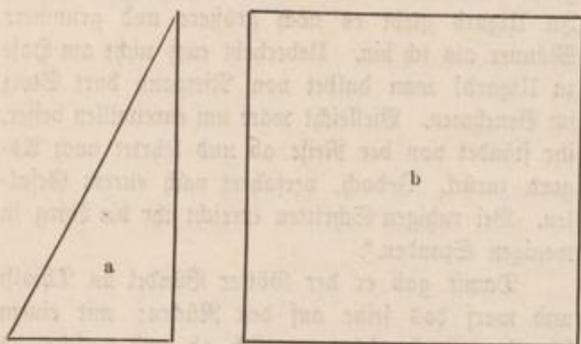




von Robert Löwike.

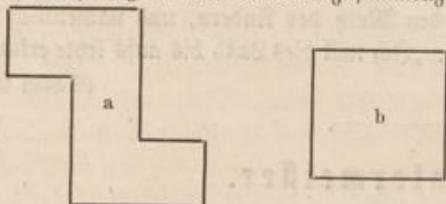
I.

Aus einem Stück steifen Papiers schneidet vier Dreiecke von der Größe und Gestalt der Figur a, ferner ein Quadrat von der Größe des hier angegebenen (b), und versucht dann aus diesen fünf Figuren ein Quadrat zusammenzusetzen.



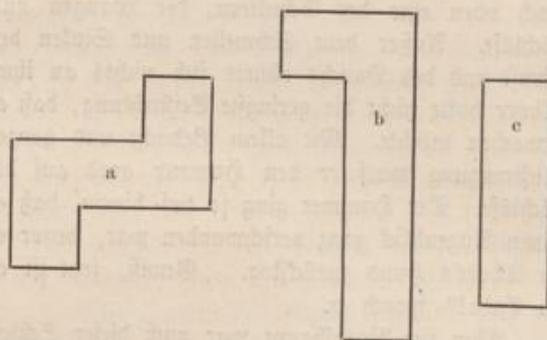
II.

Schneidet vier Figuren von der Größe und Gestalt der Musterfigur a, ferner vier Quadrate von der Größe des hier angegebenen Quadrats b, und versucht dann aus diesen acht Figuren ein Quadrat zusammenzusetzen.



III.

Schneidet drei Figuren von der Größe und Gestalt der Figur a, eine genau nach dem Muster der Figur b, eine andre genau nach dem Muster der Figur c, und versucht dann aus diesen fünf Figuren ein Kreuz zusammenzusetzen.



IV.

Wie läßt sich nachweisen, daß ein Buchstabe und noch 3 andre 100 geben können? (Jeder Buchstabe darf nur einmal geschrieben werden.)

V.

Ich habe ein Wort im Sinne, welches aus sechs Buchstaben besteht. Nehme ich drei davon fort, so behalte ich noch elf übrig. Wie heißt dieses Wort?

Auflösung der Knackmandeln Seite 189.

I.
Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhelissen.

II.
Böse Gesellschaften verderben gute Sitten.

III.
Eine Schwalbe macht keinen Sommer.

IV.
Unkraut vergeht nicht.

V.
Eine Hand wäscht die andere.

VI.
Allzuviel ist ungesund.

VII.
An diesem Lachen erkennt man den Narren.

VIII.
Hunger ist der beste Koch.

IX.
Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht.

X.
Der Schein trägt.

XI.
Neue Besen kehren gut.

XII.
Was du nicht willst, das man dir thu',
Das füg' auch keinem Andern zu.

Räthsel von Friedrich Güll.

1.
Wie auch sei des leichten Sinnes Wandlung,
Hast du immer mich zu jeder Handlung,
Legst du mich selbst zu dem kleinsten Haus,
Eh' du führst den fert'gen Bauplan aus.

Wie ob mir des Stromes Wellen schäumen
Und des Meeres Wogen hoch sich bäumen,
Unter ihnen ohne Regung ruht,
Und doch über mir, die dunkle Fluth.

2.
1.
Ein Name bin ich, meist einsilbig nur,
Und so dem Bauer lieb und traut.

II.
Bin wie ein dicker Wurm an einer Schnur,
Und stec' in einer todten Haut.

I. und II.
Ich bin ein allzeit lust'ger Kamerad,
Wenn ich sollt' sterben, wär' es jammerschad.

3.
Reib' deine Stirn' sie zu ermuntern:
Wie heißt der Knabe und das Mädchen,
Die Namen tragen zum Verwundern,
Weil man sie drehn kann wie ein Mädchen,
Und die stets beide gleich sich bleiben,
Will man sie umgekehrt auch schreiben? —

Anflösung der Räthsel Seite 183.

Räthsel von Friedrich Güll.

1. Urzeit, Unzeit.

2. Die Wurzel.

3. Die Augen.

4. Das Räthsel.

Lustige Fahrt.

Von Johannes Trojan.

Silhouette von Fedor Flinzer.

Die wunderschöne, gelbe, große,
Lichtfrohe Blume, sie zerfiel,
Die aus gezackter Blätter Schooße
Ihr Haupt erhob auf glattem Stiel.

An ihrer Statt — wer kann es malen,
Was sich den Augen stellt zur Schau?
Gefügt aus allerfeinsten Strahlen
Ein kugelförm'ger Wunderbau!

Sagt mir, ob künstlicher, ob feiner
Der Königinnen Kronen sind?
Gesponnen Glas! doch wie es feiner
Der Meister in Venedig spinnt.

Da kommt der Wind, der auf dem Raine
Müßig umhergeht — wie er sieht
Das Wunder, sagt er: „Wieder eine!
Gebt einmal Acht, was nun geschieht.“

Er bläst — und auseinander stieben
Die Strahlenkörnlein allsogleich;
Nur wenige sind sitzen blieben,
Als er vollführt den losen Streich.

Die andern fliegen, wie die Laune
Des Windes will, von Ort zu Ort,

Bis ihnen sich vielleicht am Baune,
Am Bach vielleicht erschließt ein Port.

Mitunter aber hängt an einen
Der Luftballons von solcher Art
Ein Elfschen sich — dem will es scheinen,
Daß gar zu lustig sei die Fahrt.

„Glückliche Reise!“ rufen andre,
Zusehend, wie es sich erhebt.
„Dank schön!“ ruft es zurück — „ich wandre
Dorthin, wohin mein Luftschiff schwebt.“

Wohin? — Vielleicht kannst du's erfahren
Bom Elfschen morgen in der Früh'.
An Abenteuern, wunderbaren,
Auf solchen Fahrten fehlt es nie.

Vielleicht hat's, lang umhergetragen,
Im leeren Schnedenhans geruht;
Vielleicht auf einem Reifewagen
Warf Anker es auf einem Hut.

Unwissend so nahm's zum Begleiter
Ein Mensch, dem es das Glück gesandt;
Der trug Ballon und Elfschen weiter,
Wer weiß, in welches fremde Land!

